Anzeiger für den Kreis Pleß

Bezugspreis: Frei ins Haus durch Boten oder durch die Post bezogen monatlich 2,50 Zloty. Der Anzeiger für den Kreis Pleß erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Geschäftsstelle: Pleß, ul. Piastowska 1

Nikolaier Anzeiger
Plesser Stadtblatt

Anzeigenpreis: Die 8-gespaltene mm-Zeile für Poln.-Oberschl. 12 Gr. für Polen 15 Gr. die 3-gespaltene mm-Zeile im Reklameteil für Poln.-Oberschl. 60 Gr., für Polen 80 Gr. Telegramm-Adresse: „Anzeiger" Pleß. Postsparkassen-Konto 302622. Fernruf Pleß Nr. 52

Nr. 62 — Sonntag, den 22. Mai 1932 — 81. Jahrgang

Was die Woche brachte

Die Vorgänge, die sich hinter den Kulissen in Warschau abspielten, halten immer noch das Land in Spannung. Die Ansicht, daß eine Aenderung des Kurses der Regierung eintreten müsse, hat sich derart verbreitet und festgesetzt, daß immer wieder Nachrichten auftauchen, die zu dem erwarteten Ereignis in Beziehung stehen. Gegenwärtig verstärken sich die Gerüchte, daß Marschall Pilsudski die Absicht habe, sich aus dem politischen Leben zurückzuziehen. Der Grund dafür soll in erster Linie sein Gesundheitszustand sein, dann aber auch der Wille, einer Zusammenarbeit mit der Opposition nicht im Wege zu stehen. Eine Erklärung und Begründung seines Rücktritts soll vom Marschall schon in den nächsten Tagen abgegeben werden. Ob sein Ausscheiden, das noch durchaus nicht sicher ist, eine Wendung zum Besseren bringen wird, wie man sie auf oppositioneller Seite erwartet, muß dahingestellt bleiben. Der Ernst der Lage spricht sich in der Absicht der Regierung aus, die Beamtengehälter zu senken und die Steuern mit größerer Energie einzutreiben. Die Exekutionen sollen mit Schärfe durchgeführt werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß derartige Maßnahmen den Ruin vieler Existenzen nach sich ziehen müssen. Obendrein werden auch die Pfändungen und Zwangsverkäufe die Auffüllung des Staatssäckels nicht zur Folge haben. Die Regierung bewegt sich da immer noch auf der Linie der negativen Maßnahmen, die erfahrungsgemäß wenig erfolgreich sind. Von größerem Nutzen könnte vielleicht der Uebergang zu positiven Mitteln sein, eine größere Rücksichtnahme auf das Wohl der Bevölkerung durch eine Aenderung der herrschenden Kartell- und Zentralisierungspolitik und durch die Schaffung eines größeren Betätigungsfeldes für die private Initiative des kleinen Mannes. Welche Mißerfolge eine überspannte Steuerpolitik erzielen kann, das zeigen die Einnahmen aus der Wegebauabgabe, die im Haushaltsvorschlag mit 227 Millionen eingesetzt wurden. Am grünen Tisch erwartete man nicht nur das Einlaufen der Beträge, sondern hoffte auch auf eine Zunahme des Kraftwagenverkehrs. Die Wirklichkeit hat die Berechnungen über den Haufen geworfen. Der Verkehr wurde lahmgelegt und der Kraftwagenbestand hat sich verringert. Die Einnahmen sind den Verhältnissen entsprechend und erreichen kaum 10 Millionen Zloty. Die trüben Aussichten werden noch durch die Meldung erhöht, daß die Anleiheverhandlungen mit Frankreich bisher ergebnislos verliefen. Die Regierungskrise in Paris und auch die Verhältnisse auf dem dortigen Geldmarkt sind für die Aktion ungünstig.

Unter diesen Umständen ist es verständlich, daß sich innerhalb des Regierungslagers zersetzende Einflüsse geltend machen. Dabei sei unbestritten, daß die Verhältnisse im Deutschen Reich die Entwicklung beeinflussen. Die Gründung einer nationalsozialistischen Partei in Lodz, die vor einigen Wochen vollzogen wurde, ließ bereits tef blicken. Nun hat diese Partei einen neuen Zustrom erhalten. Auch die Linke der nationalen Arbeiterpartei hat nun diesen Weg eingeschlagen. Es handelt sich um radikale Elemente, die in Marschall Pilsudski ihren geistigen Führer sehen, der Oberstengruppe jedoch die Macht entreißen möchten. Soweit ist es allerdings noch lange nicht, aber ein vielversprechender Anfang ist gemacht. Das Programm der neuen Partei nährt sich von den Ideen Hitlers, die den polnischen Verhältnissen angepaßt wurden. Neben verschiedenen Forderungen innerpolitischer Natur, die es auf eine Reorganisation des Volkes absehen, schweben der Partei die Einverleibung Danzigs, Gebietserweiterungen an der deutschen Grenze und eine Entschädigung für die 150jährige Unfreiheit Polens als außerpolitische Ziele vor.

Schließlich sei noch auf die große Ueberraschung hingewiesen, die Oberschlesien durch die Schließung der Session seines Sejmes traf. Obwohl jedermann wußte, daß die Moralische Sanierung dieser Körperschaft übel wollte, war man doch auf diese Maßnahme des Staatspräsidenten nicht gefaßt. Die oppositionelle Mehrheit des Sejms erleidet vorläufig das Schicksal der übrigen Opposition Polens, nämlich die Verurteilung zur Einflußlosigkeit. Dieser Zustand kann sich beim Zusammentritt in der Herbstsession allerdings wieder ändern, wenn nicht außergewöhnliche Ereignisse dazwischentreten. Die Sanierung mag sich freuen, daß ihr der Schlag gegen den Sejm gelungen ist, die Bevölkerung wird sich aber kaum darüber täuschen lassen, daß die eigentlichen Vertreter ihrer Interessen doch mehr auf der Gegenseite zu finden sind. Der Anteil der Moralischen Sanierung an der gesetzgeberischen Tätigkeit war sehr gering und zum Teil auf Bluff berechnet. Es genügt der Hinweis auf ihren Antrag bezüglich des Abbaues der hohen Gehälter in der Schwerindustrie, der vom Sejm angenommen wurde und von dem man seither nichts mehr gehört hat. Der Antrag sollte bloß seine Wirkung auf die Wähler ausüben.

Auf außenpolitischem Gebiet scheint der Erfolg, den man sich gegen Danzig in Genf versprach, nicht eintreten zu wollen. Eden, der englische Berichterstatter des Völkerbundes, hat sich zwar nicht ausdrücklich auf den Standpunkt gestellt, daß unsere Regierung in der Frage des Veredlungsverkehrs sich einer „Action directe" schuldig gemacht habe, doch zeit die angenommene Entschließung des Rates, daß die Regierung ihre Beschwerde gegen die Entscheidung Gravinas einstweilen zurückgezogen hat, und daß sie sich verpflichtet, ds Finanzstrafgesetz, das den Handel Danzigs mit Polen lahmlegte, nicht mehr anzuwenden. Gravina wird beauftragt, unter Hinzuziehung von Sachverständigen eine rasche Entscheidung über den Handelsverkehr herbeizuführen. Der Hohe Kommissar machte den Rat auf die bedrohliche Spannung zwischen Polen und Danzig aufmerksam und richtete an die beiden Parteien den Appell, eine Atmosphäre zu schaffen, die zu einer befriedigenden Regelung der Streitfragen beitragen könnte. Zu diesem Ausgang paßt ein Artikel des Pariser „Temps", in dem festgestellt wird, daß Polen das größte Interesse daran habe. den Status quo der Freien Stadt zu achten.

Schwierig sind die Verhältnisse im Deutschen Reich. Die Beseitigung der Regierungskrise ist vorläufig vertagt worden. Es soll die Rückkehr des Reichspräsidenten nach Berlin abgewartet werden und dann soll erst die Entscheidung darüber fallen, ob die Regierung ergänzt oder umgebildet werden muß. Das bedeutet eine Verlängerung des unsicheren Zustandes bis Ende des laufenden Monats. Reichskanzler Brüning scheint die Absicht zu haben, Zeit zu gewinnen, vielleicht in der Hoffnung, daß sich das Chaos noch irgendwie befriedigend lösen werde. Große Bedeutung kommt der Entwicklung der Dinge in Preußen zu. Am 24. Mai tritt der neue Landtag zusammen und seine ersten Pflichten werden die Wahlen des Präsidiums und des preußischen Ministerpräsidenten sein. Der Gepflogenheit nach sollte die Besetzung des Landtagspräsidenten den Nationalsozialisten, als der stärksten Partei zufallen, während die sozialistische Fraktion auf den Posten des Vizepräsidenten Anspruch hätte. Eine solche Lösung lehnen die Nationalsozialisten bis jetzt ab. doch wird ihre endgültige Haltung noch in der augenblicklich tagenden Parteiberatung festgelegt werden. Ueber die erste Sitzung wurde bereits ein Bericht herausgegeben, in dem es heißt, daß die nationalsozialistische Partei nicht um Ministerposten kämpfe. Daraus läßt sich vielleicht der Schluß ziehen, daß bei der Wahl des

Sparmaßnahmen der Regierung

Herabsetzung der Beamtengehälter — Rückgang der Staatseinnahmen
Gehaltsabbau in allen Staatsbetrieben

Warschau. Unter dem Vorsitz des Ministerpräsidenten Prystor fand am Freitag eine Sitzung des Ministerrats statt, welche sich besonders mit den erforderlichen Sparmaßnahmen beschäftigte. Infolge der andauernden Wirtschaftskrise, deren Ende auch im Ministerrat nicht vorausgesehen werden kann, sind die Staatseinnahmen bedeutend zurückgegangen, so daß weitgehende Sparmaßnahmen erforderlich sind. Nach längeren Vorverhandlungen mit den einzelnen Ressorts, ging der Ministerrat dazu über, diese Maßnahmen durchzuführen. Wie es heißt, sollen, ab Juni, bereits die Gehälter der Staatsbeamten um 9 Prozent, die Gehälter der Militärs um 8 Prozent, herabgesetzt werden. Ab 1. Juli sollen auch die Personen der Rentenbezieher wesentlich herabgesetzt werden. Bei der Gehaltsreduktion wird darauf hingewiesen, daß es sich nur um die Zurückziehung von Zuschlägen zu den Bezügen handelt, die seinerzeit, im Jahre 1927, den Staatsbeamten, in Höhe von 10 Prozent, gewährt worden sind, daß also die Grundlage der Gehälter damit nicht berührt wird.

Der Ministerrat beschloß weiter, unmittelbar, eine Herabsetzung aller Löhne und Gehälter, bei den Angestellten in Staatsbetrieben durchzuführen, also Monopolen, Banken und anderen. Die Reduktionen gelten für alle Betriebe, im Bereich der Republik. Wie es heißt, sind, im Rahmen der Beschlüsse, weitgehende Einsparungen im Budget bezüglich der sachlichen Ausgaben in den einzelnen Etatstiteln vorgesehen.

*

Mit diesen Beschlüssen vollzieht der Ministerrat eine Tatsache, die bereits bei der Budgetberatung mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck kam. Die Opposition hat seinerzeit dieses Budget als unreal bezeichnet, da die Einnahmen, entsprechend der Krise, viel zu hoch eingesetzt worden sind. Wie im Vorjahre, so mußte sich die Regierung auch jetzt wieder entschließen, weitgehende Kompressionen durchzuführen. Leider wird man, wenn auch die Notwendigkeit der Sparmaßnahmen nicht bestritten werden kann, über den Gehaltsabbau anderer Meinung sein, als die Regierung. Tatsache ist, daß dieser Abbau, innerhalb des Staates, den Unternehmern aller Richtungen den willkommenen Anlaß gibt, mit Lohnabbau auch ihrerseits weit energischer vorzugehen, als es bei den Staatsbeamten der Fall ist. Man hat also auch jetzt wieder Unterschiede zwischen Militärs und Zivil gemacht, was vom Standpunkt der Gesamtpolitik jedenfalls ein gewisses Mißtrauen hervorrufen muß. Wir sind der Ueberzeugung, daß sich gerade im Militäretat, im Rahmen der Abrüstungsvorschläge, weit größere Sparmaßnahmen durchführen ließen, als beim Abbau der Beamtengehälter. Hinzukommt, daß durch die Herabsetzung der Konsumfähigkeit der Staatsbeamten, nur eine weitere Einschränkung Platz greift, deren Folge wieder ein geringerer Steuereingang bei der Regierung ist, denn sie führen praktisch zur Verschärfung der Wirtschaftskrise. Dies wäre alles zu verstehen, wenn sich die Regierung, Hand in Hand mit den Gehaltsreduktionen, auch entschließen würde, energisch den Preisabbau durchzuführen. Aber, im Gegenteil müssen wir feststellen, daß gerade die Monopolpreise anhalten und die Preise für die hauptsächlichsten, täglichen Bedarfsartikel, trotz guter Frühjahrsernte, auf der ganzen Linie anziehen.

Das österreichische Kabinett gebildet

Die Christlich-Sozialen retten ihre Position — Nur eine Uebergangsregierung

Wien. Trotz der verschiedenen Wendungen und Absagen ist es nun doch zur Bildung eines Kabinetts gekommen, an dem sich die Christlich-Sozialen, der Landbund und der Heimatblock beteiligen. Ob dieses Kabinett im Nationalrat eine Mehrheit haben wird, hängt von der Haltung des steirischen Heimatschutzes ab, der erklärt hat, an der Kabinettsbildung nicht interessiert zu sein und infolge dessen noch nicht feststeht, ob sich der steirische Nationalratsabgeordnete des Heimatblocks, dessen Stimme den Ausschlag gibt, weiterhin der Bundesführung unterstellen wird, oder nicht.

Die Ministerliste ist folgende: Aeußeres und Landwirtschaft: Dr. Engelberg Dollfuß (Christlich-Sozial). Vizekanzler: Ingenieur Winkler (Landbund), Finanzen: Dr. Emanuel Weidenhofer (Christlich-Sozial), Handel: Dr. Guido Jakoncig, Vertrauensmann des Heimatblockes (kein Parlamentarier), Justiz und Unterricht: noch offen. Genannt werden Landeshauptmann Dr. Rintelen und Dr. Schuschnig (beide Christlich-Sozial), Sozialverwaltung: Resch (Christlich-Sozial), Heer: Vaugoin, der zum 15. Mal dieses Ressort übernimmt, das er mit einer nur 7monatigen Unterbrechung seit dem Jahre 1921 leitet. Inneres: Bachinger (Landbund), Sicherheit: Hermann Ach (Beamter, kein Parlamentarier).

Schulrat Meyer aus der Haft entlassen

Ovationen der Bevölkerung.

Memel. Der seit Wochen unschuldig inhaftierte Memellandführer Schulrat Meyer ist am Freitag abend freigelassen worden. Der Untersuchungsrichter Novickis hatte im Laufe des Tages noch zahlreiche Zeugen vernommen, die Schulrat Meyer durchweg entlasteten. Diese Zeugen waren bei der ersten Voruntersuchung gar nicht berücksichtigt worden. Jetzt hat sich der Untersuchungsrichter veranlaßt gesehen, Schulrat Meyer freizulassen, da man ihm keinen Verstoß gegen die Landesgesetze nachweisen kann. Die nach Hunderten zählende begeisterte Volksmenge hatte sich rasch vor dem Gefängnis eingefunden, unter ihr auch der Oberbürgermeister Brintlinger und andere Führer der memelländischen Parteien. Die Menge brachte auf ihren Vaterlandsverteidiger ein dreifaches Hoch aus und überschüttete Schulrat Meyer, der einen recht mitgenommenen Eindruck machte, mit Blumenspenden. Unter wiederholten Jubelrufen der Menge fuhr Schulrat Meyer mit seiner Gattin nach Hause.

Wieder neue Notverordnung

Schwierige Kabinettsberatungen.

Berlin. Das Kabinett trat am Freitag abend um 9 Uhr zu der vorgesehenen Sitzung zusammen. In der Sitzung wurde u. a. das Arbeitsbeschaffungsprogramm der Regierung besprochen. Ueber die Aussprache wurde strenge Vertraulichkeit vereinbart. Angesichts der sachlichen Schwierigkeiten der Materie ist damit zu rechnen, daß die Beratungen des Kabinetts noch mehrere Tage in Anspruch nehmen werden und sich bis in die Mitte nächster Woche ausdehnen. Auch der Reichspräsident wird, wie jetzt feststeht, erst Ende nächster Woche nach Berlin zurückkehren, so daß die neue große Notverordnung ihm erst dann zur Unterschrift vorgelegt werden dürfte.

Ministerpräsidenten auf Entgegenkommen zu rechnen ist und auch für die Schaffung einer Landtagsmehrheit die Aussichten nicht ganz verschlossen sind. Die Schwierigkeiten in Preußen würden dadurch behoben werden und auch für die Reichsregierung könnte sich die Besetzung der freien Ministerposten leichter durchführen lassen. Damit ist jedenfalls zu rechnen, daß das Zentrum den Nationalsozialisten beide Stellen, den Landtagspräsidenten und den Ministerpräsidenten, nicht zugestehen wird. Die erste Sitzung des Landtages verspricht recht stürmisch zu werden.

Regierungsschwierigkeiten gibt es auch in Belgien und Japan. Der Kampf der Flamen um ihre Sprache hat seit dem Kriege immer schärfere Formen angenommen. Vor einem Jahre versuchte der König durch die Bildung des Kabinetts Renkin den Flamen entgegenzukommen. Diese Regierung sollte den Ausgleich zwischen ihnen und den Wallonen zustandebringen. Die Bemühungen Renkins erzielten den erwarteten Erfolg nicht ganz, sein Kabinett wurde wegen des Gesetzes über die Sprachbehandlung im Schulunterricht gestürzt. Mit der Neubildung ist wieder Renkin betraut worden. Man nimmt an, daß auch das neue Kabinett sich auf die bisherige Koalition von Liberalen und regierungsfreundlichen flamischen Katholiken stützen wird, um so mehr, als die neue Fassung des Sprachengesetzes die Flamen befriedigen dürfte. Das neue Gesetz gibt die Möglichkeit, die französische Schule aus Flandern verschwinden zu lassen.

In Japan hat die Ermordung des Ministerpräsidenten Inukai ein grelles Schlaglicht auf die inneren Kämpfe geworfen. Der mehr modernen Richtung, die sich gegen ausländische Einflüsse nicht verschließt, steht die national-japanische gegenüber, der vor allem die Armee angehört und die sich mehr auf die konservativ gesinnte Provinz stützt. Sie hat ihren Anhang vor allem im Süden des Landes und innerhalb der buddhistischen Geistlichkeit. Diese Richtung befürwortet die Unternehmung gegen die Mandschurei und steht zu der mehr toleranten Regierung in schroffem Gegensatz. Von der nationalen Richtung geht der Widerstand gegen die Einmischung des Völkerbunds aus und der letzte Mordanschlag. Sie hat sich insofern durchgesetzt, als die Militärpartei, die ihr angehört, nun mit dem neuen Ministerpräsidenten die Richtlinien für die Außenpolitik festlegen soll. Der neue Kurs wird für die mandschurische Frage von Wichtigkeit sein, da der Manschurei gegenüber die Politik der eisernen Hand befolgt werden soll.



Lindberghs Vertrauensmann wurde als Schwindler entlarvt

Der amerikanische Schiffsreeder Curtis, den der Ozeanflieger Lindbergh als seinen besonderen Vertrauensmann während der Suche nach seinem geraubten Söhnchen betrachtete, ist jetzt von der amerikanischen Polizei verhaftet worden, da alle seine Angaben über die Räuber des Kindes sich als frei erfunden herausstellten. Auf Grund dieser Angaben hatte Lindbergh an eine geheimnisvolle Adresse 50 000 Dollar Lösegeld gezahlt, die in die Taschen noch nicht ermittelter Betrüger flossen.

Propaganda Paderewskis in Amerika

Bankett im Hotel Astor — Warnung vor einer Neuaufteilung Polens — Drohung mit dem Kommunismus Deutschlands

Neuyork. Der bekannte Musiker und ehemalige polnische Ministerpräsident Paderewski war Ehrengast der polnisch-amerikanischen Handelskammer in Neuyork. Auf einem Bankett im Hotel „Astor" hielt er wieder einmal eine seiner Reden gegen Deutschland. Er führte u .a. aus, die in Deutschland verfolgten Pläne auf Beseitigung des Weichsel-Korridors sei an das Werk preußischer Militaristen, die keine wahren Deutschen seien, sondern einen Kolonistentyp darstellten und die sich von einem historischen Haß gegen Polen leiten ließen. Eine Neuaufteilung Polens — gegen eine solche zog Paderewski unverständlicherweise zu Felde — würde einen internationalen Vorstoß mit katastrophalen Folgen gegen die Zivilisation bedeuten. Die 32 Millionen Polen hätten Unendliches zu erdulden wegen einer Provinz mit 2 Millionen Einwohnern, durch deren Wiedereingliederung in das Deutsche Reich die militärischen Kreise in Deutschland den Staat Friedrichs des Großen im Osten wieder herstellen wollten.

Polen, dessen Geschichte die Friedensliebe des polnischen Volkes beweise, wünsche nicht erneut verkrüppelt zu werden. Zum Schluß hielt Paderewski es noch für angebracht darauf hinzuweisen, daß in Deutschland 4 Milionen Kommunisten vorhanden seien, gegenüber 620 000 eingeschriebenen Mitgliedern der Kommunistischen Partei in Sowjetrußland. Offenbar hofft er mit solchen Hinweisen die amerikanischen Wirtschaftskreise besonders gegen Deutschland aufhetzen zu können. Der Rede Paderewskis wohnten u. a. bei: Owen Young, Parker Gilbert und General Pershing.

Die anwesenden Deutsch-Amerikaner machten aus ihrer Empörung gegen die Ausführungen Paderewski keinen Hehl. Bemerkt sei noch, daß der Präsident des Council Foreign Relations, Davis, Paderewski mit der Bemerkung eingeführt hatte, daß Paderewski von allen Fremdgeborenen dem USA-Herzen am nächsten stehe.

*

Es bedürfte tatsächlich nicht der üblen Hetzreden, wenn sich die Staatsmänner selbst entscheiden würden, eine deutsch-polnische Verständigung herbeizuführen. Man spricht soviel von dem „ehrlichen" Friedenswillen, nur den Frieden schätzt man nicht.

Der amerikanische Botschafter in Polen abberufen

Warschau. Wie verlautet, ist der amerikanische Botschafter John Willys aus Warschau abberufen worden. Er wird Polen bereits am 30. Mai endgültig verlassen. Verschiedentlich verlautet, daß der frühere amerikanische Finanzberater in Warschau, Dewey, sich um die Nachfolge des scheidenden Botschafters bemüht.

Regierungskrise in Tokio dauert an

Tokio. Die japanische Kabinettskrise fand am Freitag, entgegen den Erwartungen politischer Kreise, noch keine Lösung. Die Verzögerung ist auf einen neuen Schritt mehrerer Armeeführer bei dem Kriegsminister Araki zurückzuführen. Anschließend an diesen Schritt hatte Savuju eine Konferenz mit den politischen Führern, deren Ausgang darauf schließen läßt, daß möglicherweise auch Baron Hiramuma als Anwärter auf den Posten des Ministerpräsidenten in Betracht kommt. Hiramuma ist Präsident der nationalistischen Gesellschaft Kokohonscha, die an der Spitze der japanischen faschistischen Bewegung steht.

Herabsetzung des Strompreises in Wlodzimierz

Wlodzimierz. Der „elektrische Streik", der seit einiger Zeit in Wlodzimierz herrschte, hat uns einen Erfolg gezeitigt. Das Elektrizitätswerk ging auf den Kompromißvorschlag ein und senkte den Strompreis um 25 Prozent.



Zum Gouverneur des Memelgebiets ernannt

Der litauische Generalkonsul in London, Gylys, ist als Nachfolger von Merkys zum Gouverneur des Memelgebietes ernannt worden.

*

Memel. Der neue Gouverneur Gylys traf am Freitag vormittag in Memel ein. Wie verlautet, wird Gylys sofort Verhandlungen mit den Mehrheitsparteien aufnehmen, mit dem Ziel der Bildung eines neuen Direktoriums. Das bisherige Direktorium Simmat führt augenblicklich noch die Geschäfte, wird aber voraussichtlich am 1. Juni zurücktreten.

Am Donnerstag abend hat eine Sitzung der Wahlprüfungskommission stattgefunden, die die Einsprüche gegen die Landtagswahlen als unbegründet abwies und damit die am 1. Mai stattgefundenen Landtagswahlen für gültig erklärte. Der neue Landtag wird also nach der Veröffentlichung im Amtsblatt wahrscheinlich am 4. Juni zu seiner ersten Sitzung zusammentreten.

Bauern streiken gegen Erhöhung der Marktgebühren

Warschau. In Lowicz und Minsk kam es wegen der hohen Marktgebühren zu einem Streik der Bauern, die sich weigerten, den Markt in diesen Städten zu besuchen. Die Stadt Minsk hat bereits nachgegeben. Die Schrankengebühren wurden ganz aufgehoben und die Marktgebühren um 30 Prozent ermäßigt.

Feuergefecht zwischen Militär und Streikenden

16 Arbeiter erschossen.

Warschau. Wie die polnischen Blätter melden, kam es in Kiew im Zusammenhang mit einer Streikbewegung von einigen tausend Arbeitern, die in den Militärdepots beschäftigt sind und seit einiger Zeit keine Löhne mehr erhalten hatten, zu blutigen Zusammenstößen zwischen Militär und Streikenden. Die Arbeiter sollten mit Militärgewalt gezwungen werden, die Arbeit wieder aufzunehmen. Daraufhin stürmten die Arbeiter ein Waffenlager und versahen sich mit Gewehren. Es kam zu einem regelrechten Gefecht. Erst nach Heranführung von zwei Regimentern zur Verstärkung konnte der Widerstand der Arbeiter gebrochen werden. 16 Führer wurden sofort erschossen. Etwa 600 Arbeiter wurden verhaftet. Der Leiter der Kiewer GPU. Menadze, hat Selbstmord begangen.

Urheberrechtsschutz Verl. O. Meister Werdau

Wenn Menschen auseinandergehen

Roman von J. Schneider-Foerstl

(58. Fortsetzung.)

Wenn Szengeryi vor seinen Hörern sprach, war es die alte flammende Begeisterung, die ihn erfüllte und die die andern mit sich riß. Sobald er aber über die Schwelle seines Heimes trat, fiel die Trostlosigkeit wie mit Keulenhieben über ihn herein.

Um all den Flitter seiner Würden, Titel, Ehren hatte er das Leben seines Weibes hingeworfen.

Rosmarie!

Ihr Bild, das Bild, das die Zeitungen damals gebracht hatten, stand jetzt auf seinem Arbeitstisch. Alle anderen Photos hatten gefehlt, und Aga konnte nicht umhin und mußte gestehen, was die junge Frau damit gemacht hatte.

Stundenlang konnte er vor dem Bild sitzen, den Kopf weit hintenüber geneigt, die geliebten Züge betrachtend. Wenn er abends die Augen schloß, verfolgten sie ihn noch in seine Träume hinüber, die wirr und abgerissen die endlos langen Nächte durchirrten. Ihre Stimme schmeichelte sich in sein Ohr, ihr Mund an seine Lippen. „Bela — wie kann man so über die Maßen glücklich sein!"

Dann stöhnte er auf: „Und so über die Maßen unglücklich, Rosmarie!"

Török kam immer seltener. Die beiden Männer wußten sich nichts mehr zu sagen, nicht das geringste. Sie trugen ein und dasselbe Leid und wagten kaum den Finger daran zu legen, damit die Wunde nicht wieder bluten sollte, die Wunde, die doch niemals vernarben konnte.

An Horvath dachte Szengeryi nur selten und dann ganz flüchtig, als ob er nicht in dessen Schuld stünde, da er doch Rosmaries Leben hatte retten wollen. Für das alles gab er nichts. Sie war tot. Daß der Freund gegangen war, schmerzte ihn kaum. Das Leid um die geliebte Frau verschlang jedes andere, das nicht mit solchen Riesenfäusten an seinem Herzen trommelte, wie die Sehnsucht nach ihr.

Er mußte sich erst entsinnen, als ihm eines Wintertages eine Dame gemeldet wurde, auf deren Karte er:

„Raja Bosanyi"

las. Raja Bosanyi? Er ging ihr die Hälfte des Zimmers entgegen, sah unter schwarzen Schleiern ein schmales, durchgeistigtes Gesicht, das in dem seinen suchte, als ob es ein ganz anderes sei, als das, das in ihrer Erinnerung lebte.

„Komme ich dir ungelegen, Bela? Ich ertrug es nicht mehr."

Sie taumelte in den Stuhl, den er ihr zuschob und faltete die Hände im Schoß. „Mater Dolorosa!" so durchfuhr es ihn. Irgendwo hatte er einmal dieses Bild gesehen. Genau so, wie dieses junge Weib hier vor ihm saß, haftete es in seinem Gedächtnis.

„Kann ich dir irgendwie behilflich sein, Raja?" fragte er. „Du siehst, ich bin nur noch ein halber Mensch, aber ich habe Verbindungen."

Er hielt inne und sah auf den gesenkten Kopf, um den die Lichter des Abends spielten. „Vielleicht hast du Vertrauen zu mir."

Sie suchte nach Atem. „Ich komme nicht darüber hinweg."

Szengeryi mußte sich erst besinnen, was sie meinte. Er wußte, daß sie Horvath geliebt hatte. Trotzdem fand er kein Wort des Trostes. Er war ganz ausgesogen vom eigenen Leid.

„Vom Gericht wurde mir sein Testament zugeschickt," erzählte sie tonlos. „Das Kind ist Erbe."

„Das Kind?" Szengeryi ging durch Labyrinthe. „Ich weiß nicht, welches Kind du meinst?"

„Das seine."

Er schüttelte den Kopf. „Ich wußte gar nicht, daß er geheiratet hat. Es muß während meiner Abwesenheit geschehen sein. Wer ist seine Witwe?"

„Ich."

Szengeryi schlug sich an die Schläfen, schloß die Lider und ließ das Rot der scheidenden Sonne darauf brennen. Flammenbündel schossen über ihn hinweg. Dann wurde alles zu weißem, tanzendem Nebel, der ihn nach einer Stütze zu greifen hieß.

„Wer hat euch getraut?"

„Niemand, Bela." Das Mädchen klammerte die Hände ineinander und sah in die Ferne. „Vater verwehrte mir seinen Segen und fliehen wollte ich nicht! Heute würde ich es tun — alles würde ich tun, was er von mir verlangt. Aber die Toten haben keine Wünsche mehr."

Szengeryis Gesicht war vollkommen weiß. „Wenn es dich tröstet, Raja, daß ich dieselbe Qual erleide wie du —"

Ihre Rechte hob sich abwehrend. „Ich will keinen Trost, wie ich auch kein Vergessen möchte. Das Erinnern ist das einzige, das mir keiner nehmen kann. Ich möchte dich nur um die Adresse eines Anwalts bitten, um Guidos letzten Willen auszuführen. Er hat bestimmt, daß der Knabe seinen Namen trägt. Von den Zinsen des Geldes soll sein Unterhalt bestritten werden und später seine Erziehung. Bis zum zwölften Lebensjahre darf er bei mir bleiben."

„Und dein Vater?" Szengeryi hielt den Kopf zurückgelehnt und horchte auf das Knistern der Scheite, die im Kamin verkohlten.

„Er weiß jetzt alles. Bis heute hat er die Ruhe des Toten mit keinem häßlichen Wort gestört."

„Wir bereuen immer erst, wenn es zu spät ist."

Raja unterdrückte mit Gewalt das Weinen, das ihr in der Kehle saß. Er bat sie, sein Gast zu sein, solange sie in Wien zu weilen gedenke, klingelte nach Aga, die Török ihm überlassen hatte, damit er doch wenigstens einen mitfühlenden Menschen um sich wußte und drückte die Hände vor das Gesicht, als die Türe hinter Aga ins Schloß gefallen war.

„Heute nacht, lieber Schatz, wenn die Sterne am
Himmel steh'n, dann muß ich fort . . ."

Die Fenster mußten für einen Spalt offen gestanden haben, denn das Lied klang eben von der Straße herauf, wo eine Jugendgruppe vorüberzog.

Szengeryi sprang hinzu und stieß sie in die Riegel, daß die Scheiben klirrten.

„Morgen früh, lieber Schatz . . ."

Aga fand, als sie eine Viertelstunde später wieder eintrat, ihren jungen Professor mit über den Schreibtisch geworfenen Armen, auf denen die schmalen Schultern zuckten.

„Warum schreit man nach einem Menschen erst, wenn er nicht mehr erreichbar war? Von den Toten kommt keiner wieder."

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltung und Wissen

Ein Pumpgenie

Argentinische Novelle von Alcides Greca.

Ich weiß nicht mehr, wie und wo ich ihn kennenlernte. Schweigsam, ein wenig schüchtern, ärmlich gekleidet, erinnerte er mich an einen scheckigen Kater. In der Parteiversammlung sprach er mich niemals an. Er hatte immer ein bitteres, schicksalergebenes Lächeln auf den Lippen. Er schien gern zu kneipen, stand aber immer fest auf den Beinen.

Bescheiden bat er: „Herr Doktor, helfen Sie mir aus der Verlegenheit!“

Selten kam er in mein Haus. Er wartete geduldig an der Straßenecke. Vielleicht ahnte er, daß ihm meine galizische Wirtin die Tür vor der Nase zuschlagen würde: „Herr Doktor ist ausgegangen.“

Er überfiel mich, wenn ich in die Elektrische steigen wollte. Wie hergezaubert stand er da: „Herr Doktor, ich bin in Verlegenheit....“

„Bist du immer noch nicht zufrieden?“

„Nur noch diesmal, Herr Doktor...“

... Als Serapio merkte, daß sein Kredit wacklig stand, strengte er seinen Geist an und schwindelte mich dreimal an. Ich erzähle es der Reihe nach.

„Also, Herr Doktor: von jetzt ab belästige ich Sie nicht mehr. Ich gehe in die Maisernte. Bei Gomez soll viel Arbeit sein. Nur möchte ich Sie bitten, mir eine Kleinigkeit für die Fahrt zu geben.“

„Wieviel kostet die Fahrt?“

„Zwei vierzig, Herr Doktor.“

„Da, — Aber komm mir nicht noch mal!“

„Nein, Herr Doktor, — vielen Dank!“ ...

Vierzehn Tage später.

„Herr Doktor! Ich gehe nach Karkaranja. Ich habe Arbeit auf einer Estancia bekommen. Geben Sie mir die Gebühr für die Agentur!“

„Wasss? Bist du denn nicht in die Maisernte gegangen?“

„Doch, Herr Doktor. Aber es waren schon so viele Leute da, und da gab es keine Arbeit mehr. Ich mußte zu Fuß zurückkommen.

Das rührte mich; ich habe nahe ans Wasser gebaut.

„Die Reise nach Karkaranja ist kürzer...“

„Herr Doktor, drei Pesos reichen mir...“

„Die Fahrt kostet doch nicht mal einen Peso!“

„Ich muß die Vermittelungsgebühr bezahlen; sonst krieg ich die Arbeit nicht. Zum letztenmal, Herr Doktor!“

„Aber ganz gewiß das letztemal!“ ...

Nach einiger Zeit wurden die Reisen noch kürzer. Eines Tages machte ich Schluß; ich wollte nichts mehr von ihm wissen...

Ein Monat verging, ein Vierteljahr. Serapio kam nicht wieder. Andere ersetzten ihn mit Erfolg. Als ich eines frühen Vormittags aus dem Hause trat, stieß ich mit Serapio zusammen. Er trug eine Eisenbahnermütze und hatte eine Laterne in der Hand.

„Also, Herr Doktor,“ sagt er, sobald er mich sieht, und strahlt mich an, „von jetzt ab belästige ich Sie nicht mehr. Ich bin wieder angestellt. Ich bin Weichensteller geworden. Jetzt werd' ich feste arbeiten! Ich möchte Ihnen danken für das was Sie an mir getan haben.“

„Na, das freut mich. Aber nimm dich in acht! Besauf dich nicht wieder!“

„Nein, Herr Doktor. Kein Gedanke! Und, Herr Doktor, verzeihen Sie, wenn ich Sie zum allerletzten Male belästige. Ich bin im Gasthaus ein paar Pesos schuldig. Sie geben mir meinen Koffer nicht heraus. Mit fünf Pesos ist alles in Ordnung, Herr Doktor. Es ist wirklich das letzte Mal.“

„Schön. Wenn es so ist... Aber ganz gewiß zum letzten Male!“

„Vielen Dank, Herr Doktor!“

Abends komme ich in die Parteiversammlung und sage zum Vorsitzenden: „Wissen Sie schon? Serapio ist wieder bei der Bahn.“

„Was?... Sind Sie auch darauf reingefallen?“

„Wieso: reingefallen?“

Der Vorsitzende lächelt ironisch. „Er ist wohl mit einer Laterne bei Ihnen erschienen?“

„Ja. Er sagte mir, er arbeite bei der Bahn.“

Der Vorsitzende lacht hell heraus. „Angeschmiert, Doktor! Mit der Laterne und der gepumpten Mütze ist er bei allen Funktionären gewesen. Der Mann, der ihm die Laterne geborgt hat, wartete an der Ecke, um sie auch wiederzukriegen. Ich glaube, er bekam Prozente.“ ...

Serapio verlangte nun kein Geld mehr von mir. Schweigsam saß er hin und wieder in der Versammlung. Weder die Begeisterung noch die vergnügte Stimmung der Genossen teilte er. Bei Vorträgen saß er ein wenig abseits und starrte vor sich hin. Er schien an ganz was anderes zu denken und war nur körperlich anwesend. Einmal machte ich mir einen Spaß mit ihm. „Na, wie geht's bei der Bahn? Haben sie dich wieder rausgeworfen?“

Sein Lächeln war zur Hälfte bitter, zur Hälfte süß...

Ein Jahr später kommt Serapio zu mir und hat ein Bündel schmutziger Papiere in der Hand. „Ich will kein Geld von Ihnen, Herr Doktor. Aber verhelfen Sie mir zu meiner Abfindung durch die Eisenbahnerkasse!“

Ich greife einigermaßen bedenklich nach seinen Papieren und stelle Berechnungen an. Er hat wahrhaftig vierzehn Dienstjahre. Also kommen ihm etwa 800 Pesos zu. Ich sage ihm, daß er mit der Auszahlung seinen Anspruch auf eine Rente verliert, und daß er lieber warten soll. Vielleicht nimmt ihn die Verwaltung wirklich noch einmal an... nicht so wie damals! Er tut, als begreife er nicht. „Nein, Herr Doktor. Die Sache verjährt. Wenn ich keinen Antrag stelle, verfällt mein Anspruch. Ich will mit dem bißchen Geld zu meiner Frau und meinem Töchterchen zurückkehren. Ich will mir Möbel für ein Häuschen kaufen.“ —

Hin und wieder erscheint er bei mir und fragt, ob ich Antwort habe. Die Sache wird in Buenos Aires erledigt. Einige Monate vergehen. Eines Tages erkühnt er sich: „Herr Doktor, ich habe nichts zu essen. Leihen Sie mir ein paar Pesos! Wenn ich die Abfindung kriege, geb' ich sie ihnen zurück.“

Die Bitte hat Erfolg und wiederholt sich vier-, fünfmal. Drei Monate lang kommt Serapio nicht. Endlich erscheint er eines Nachmittags traurig und bedrückt. „Ist noch kein Bescheid da?“

„Nein. Es dauert schauderhaft lange. Ich schreibe jetzt an die Kasse.“

Serapio nimmt bei mir eine neue Anleihe auf. Drei Tage später kommt die Antwort. Vor zwei Monaten ist die Abfindung durch die Staatsbank ausgezahlt worden. Abends sage ich den Genossen: „Hat keiner von euch Serapio gesehen? Der arme Kerl! Man scheint ihm die Abfindung von der Eisenbahnerkasse gestohlen zu haben. Wer weiß, was für einem Rechtsverdreher er in die Hände gefallen ist!“

Nach fünf Minuten sagt einer: „Da kommt Serapio.“

„Serapio, wem hast du Vollmacht gegeben? Man scheint die Abfindung für dich bei der Bank abgehoben zu haben.“

„Nein, Herr Doktor. Ich habe sie selbst vor zwei Monaten abgehoben.“

„Hund! Warum hast du mich vor drei Tagen den Brief schreiben lassen?“

Ich hätte ihm eine gelangt, wenn man mir nicht in den Arm gefallen wäre.

Seit zwei Jahren kommt Serapio wieder zu mir. Wahrscheinlich bereitet er den vierten Schwindel vor. Was noch schlimmer ist: ich habe den Eindruck, daß ich abermals darauf hineinfallen werde.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Argentinischen von G. H. Neuendorff.)

Die Bemme

Von Paul Hammer.

Der junge Mann, der vor mir in der langen Reihe stand, war sehr korrekt angezogen. Sein Hut saß dermaßen gerade, daß man auf den Verdacht geriet, er benutze beim Aufsetzen heimlich eine kleine Wasserwage.

Er reichte seine Karte über den Tisch und sagte: „Gleichzeitig möchte ich melden, daß ich gestern aus dritter Hand eine Wurstschnitte erhalten habe.“

Der Beamte des Arbeitsamtes schnellte von seinem Sitz, riß die Augen auf und fragte: „Wwwas?“

Der junge Mann, aus diesem Wörtchen schließend, daß der Beamte Hochdeutsch nicht recht verstehe, übersetzte seine Meldung in gutes Sächsisch:

„Na, bitte, ne richtige große doppelte Bemme.“

„Wollen Sie mich etwa veräppeln?“

„Aber nein,“ sagte der Korrekte, „ich veräpfle Sie durchaus nicht; ich möchte ganz einfach die dienstliche Meldung erstatten, daß ich gestern eine Bemme empfangen habe, — dick mit Butter bestrichen und mit Salami belegt.“

„Na, hoffentlich hat sie geschmeckt. Aber sagen Sie mal, was geht denn das mich an?“ —

„Sehr viel. Ich verlange, daß diese Bemme zu den Akten genommen wird, ä beziehungsweise die Meldung, daß ich sie — — —“ — Spaß beiseite, junger Mann, ich habe keine Zeit für solche Mätzchen.“ — — —

„Mätzchen? — Vielleicht gestatten Sie, daß ich Sie über Ihre Pflichten aufkläre. Und wenn Sie die Bestimmungen Ihrer vorgesetzten Dienstbehörde noch einmal als Mätzchen bezeichnen, werde ich mich über Sie beschweren.“

Damit tippte der Mann mit dem geraden Hute vermittels seines noch geräderen Zeigefingers auf eine Bekanntmachung an der Wand: „Jede, auch gegen Sachbezüge, auch unentgeltlich geleistete Gelegenheitsarbeit, auch Stundenarbeit ist spätestens am nächsten Zahltage zu melden.“

„Wir sind doch keine Kinder,“ unterbrach ihn der Beamte; „ich meine, so ne Bemme ist doch schließlich kein Sachbezug.“ — Der unbeirrbare junge Mann entfaltete aus seiner Brieftasche ein grünes Merkblatt: „Bitte sehr, als ich vor sechs Wochen dieses Haus betrat, überreichte man mir als erstes diesen Auszug aus den amtlichen Bestimmungen. Darin ist der Begriff Sachleistungen genauer umschrieben und hier steht, daß darunter auch die Gewährung einer Mahlzeit zu verstehen sei.“

Der ob solcher Logik breitgeschlagene Beamte suchte nach einem gütlichen Ausweg: „Aber hör'n Sie mal, so ne Bemme ist doch keine Mahlzeit; im Sinne der Bestimmung ist damit irgendein warmes Essen gemeint.“

„Treiben Sie doch keine Wortkniffelei. Ne Bemme, wie ich sie erhalten habe, ist ne reguläre Mahlzeit. Basta! Ueberdies ist eine Salamistulle, beiläufig bemerkt war es ungarischer Salami, Viertel zu sechzig — mehr wert als ein Teller warme Suppe. Also bitte — Aktenvermerk.“

Dem Korrekten war nicht beizukommen. Er war mit allen Wassern der Gewissenhaftigkeit gewaschen. Der Beamte rang nach Luft. Endlich tippte er, von einer Idee erleuchtet, seinerseits auf die Bekanntmachung:

„Junger Mann, hier ist von Gelegenheitsarbeit die Rede. Haben Sie denn Arbeit gehabt?“

„Bin ja eben dabei, das zu melden. — Sie lassen einem ja nicht zu Worte kommen.“

„Gut! Bin ganz Ohr. Was arbeiten Sie?“

„Also mein Schwager hat die üble Angewohnheit eines sogenannten auswärts'n Ganges — — —“

„Menschenskind! Was hat denn das — — —“

„Sie sollen mich nicht immer unterbrechen. Bin doch schließlich auch 'n Mensch. — — — und da tritt er natürlich die Gummiabsätze schief. Und — — —“

„Zur Sache! Da haben Sie ihm 'n Paar neue aufgenagelt.“ — „Nein — Nur die alten umgewechselt. Damit das Dicke nach außen kommt. — Kurzarbeiter — der Mann muß auch sparen.“ —

„O, Sie Umstandsrat! — Wenn Sie sich nicht dauernd als Flickschuster betätigen, ist das doch nicht als Arbeit, sondern nur als Gefälligkeitsdienst zu betrachten.“

„Werter Herr! Ich muß Sie abermals über Ihre eigenen amtlichen Bestimmungen aufklären,“ sagte der Geradlinige, indem er triumphierend auf sein Merkblatt wies: „Hier steht wörtlich, daß auch Gefälligkeitsdienste zu melden seien.“ — „Schluß jetzt!“ sagte der Beamte barsch. „Sie sind ein Querkopf! Meine Zeit ist zu kostbar, um sie an Ihre Lappalien zu verschwenden.“

Nun geriet auch der junge Mann in Harnisch. „Werd'n Se mal nicht beleid'gend!“ schrie er. „Laut gedruckten amtlichen Bestimmungen soll man jeden Gefälligkeitsdienst melden. Wer es nicht tut, dem wird — wenn nicht noch höhere Strafen verhängt werden — sofortiger Unterstützungsentzug angedroht. Gewissenhaft, wie ich bin, melde ich einen solchen Dienst. Und Sie kommen mir mit dummen Redensarten. Da hört doch, weiß es Gott, der Bindfaden auf. — Fast möchte man auf die Vermutung geraten, daß diese Bestimmungen nur da sind, um dem Arbeitsamt nachträglich eine Handhabe zum Einschreiten zu bieten. Wenn mich jemand wegen geleisteter Schwarzarbeit denunziert, dann kennen Sie Ihre Bestimmungen nur zu genau; dann heißt es, Sie haben das zu melden; — bitte, hier stets doch überall angeschlagen; — können Sie nicht lesen! Kurz, ich verlange, daß meine Meldung notiert wird.“

Halten Sie mich, bitte, nicht länger von der Arbeit ab. Die Schlange steht sicher schon bis auf den Hof hinunter. Ich habe keine Zeit mehr — — —“

„So? — Sie haben aber Zeit gehabt, diese Bestimmungen zu verfassen, durchzusetzen, drucken zu lassen, an die Wände zu kleben. Aber ich sehe, es hat keinen Zweck, das Gespräch mit Ihnen noch weiter fortzupflanzen. — Wo kann ich mich beschweren?“ —

„Wenden Sie sich an unsern Oberinspektor, Zimmer x.“

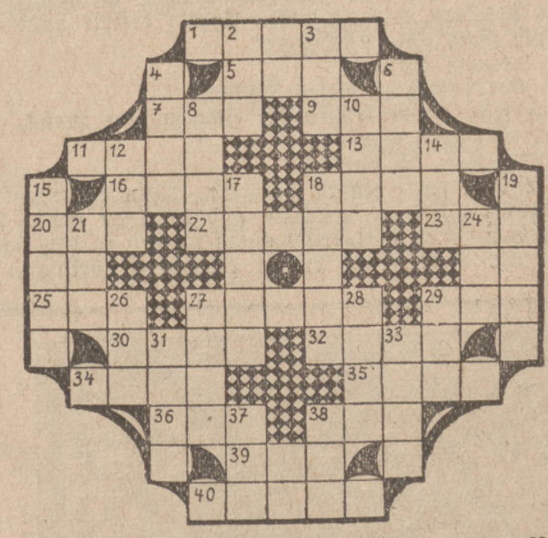
„Werde ich tun.“

Damit verschwand der junge Mann. Während man der Diskussion bis jetzt belustigt und mit Interesse zugehört hatte, waren zuletzt hauptsächlich von den Hintenstehenden Aeußerungen des Unmutes laut geworden. Man war sich darüber einig, daß der junge Mann, obwohl er nichts getan hatte, als die Bestimmungen dem amtlichen Wortlaute nach zu befolgen, dennoch ein ganz hartgesottener Pedant war.

Ich aber hatte das Gefühl, daß hermit die Frage nur zur Hälfte beantwortet wurde. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß auf dem Arbeitsamte, wenigstens an der Stelle, wo jene amtlichen Bestimmungen ausgeknobelt werden, einige Herren sitzen, die auch den Hut ein wenig gerade aufhaben.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Streckenmaß, 5. männlicher Vorname, 7. Stadt in Bayern, 9. Zeitmaß, 11. großes Gewässer, 13. Schutzdamm (ch = ein Buchstabe), 16. Tischlermaterial, 18. Fisch, 20. chinesisches Nationalgetränk, 22. Komponist der Oper „Fra Diavolo“, 23. Niederschlag, 25. bayrisch: Knabe, 27. weiblicher Vorname, 29. Göttin, 30. Brettspiel, 32. Gräserart, 34. Kopfbedeckung, 35. geheimes Gericht, 36. alte Waffe, 38. Wappentier, 39. Fettart, 40. Baumteil.

Senkrecht: 2. Zahlwort, 3. Tiefen-Meßgerät, 4. Knabenname, 6. Insektenfresser, 8. Fluß zur Saale, 10. Blutkanal, 12. Lebensbund, 14. Hilfszeitwort, 15. Wohnzimmer, 17. Kopfteil, 18. Fluß zur Nordsee, 19. Hunderasse, 21. Straußenvogel, 24. Spaltwerkzeug, 26. Gruß, 27. Nährmutter, 28. Möbelstück, 29. Körperteil, 31. Wasserpflanze, 33. innerer Körperteil, 37. Farbe, 38. Viehweide.

Auflösung des Kreuzworträtsels

Senkrecht: 1. Herne, 2. Feh, 4. List, 5. Ode, 6. Boa, 7. Note, 9. Artur, 10. Tran, 11. Irre, 12. Elch, 14. drei, 19. Base, 20. Altar, 21. Saat, 22. Blei, 23. Eis, 24. Ebro, 25. Anker, 26. Rahm, 28. Tal, 30. Leo, 31. Gnu.

Waagerecht: 1. Hof, 3. Kilo, 6. Besen, 8. Ida, 10. Tor, 11. Isere, 13. Rand, 15. Tort, 16. Erbe, 17. Tuch, 18. Eber, 20. Avis, 23. elf, 24. Elsa, 26. Raub, 27. Ente, 29. Salat, 32. Kai, 33. Reh, 34. Onkel, 35. Omen, 36. Uhr.

Das System

Von Sandor v. Hegedüs.

Es wir ein strahlend heller Maientag, als ich mit einem Freund das Institut besuchte, in dem jene armen Kinder unterrichtet werden, deren Seelen verkümmert, die schon „schwachsinnig" auf die Welt gekommen sind. Das Gebäude liegt zwischen den Bergen, inmitten hoher Bäume. Eine steinerne Mauer umfriedet den Garten, in dem Kinder spielten und mit ganz eigenartiger Stimme lärmten. Es war das nicht ausgelassener Lärm gesunder Kinder, sondern mehr dem Gezwitscher eines in Gefahr befindlichen kranken Vogels ähnlich.

Wir betraten das Gebäude und stellten uns dem Direktor vor. Er führte uns sofort zu den bedauernswerten Geschöpfen, die im Garten herumsprangen. Sie verständigten sich nicht in unserer Sprache, aber sie verstanden einander — ihr Reich war eine ganz andere Welt. Der Direktor rief seine Zöglinge herbei und zeigte uns ihr Wissen. Es gab unter ihnen solche, die die Bäume des Gartens zu unterscheiden wußten, ein andrer Knabe zählte fließend bis zwanzig, ein dritter beschrieb die Möbel des Zimmers. Während sie aber auf die Fragen antworteten, sahen sie uns so scheu an, daß sich mir das Herz zusammenkrampfte. Dabei waren alle Kinder so blaß und mager wie ein kleines Skelett.

Wirklich pausbäckig war nur ein einziges Kind unter ihnen. Ich erkundigte mich auch nach ihm.

„Ah dieser, das ist der Jani", erwiderte der Herr Direktor, „er ist erst seit ein paar Tagen hier: vorläufig kann er noch nichts, aber bis übers Jahr hoffe ich mit meinem System auch bei ihm einen großen Erfolg zu erzielen!"

Wir verweilten noch ungefähr eine halbe Stunde dort, dankten dann dem Herrn Direktor für seine freundliche Aufnahme und verabschiedeten uns. Als ich wieder in der Stadt war, hatte ich jene verkümmerten Kinder fast auch schon wieder vergessen.

Ein Jahr ist eine lange Spanne Zeit, während der sich gar mancherlei ereignen kann. Ich konnte schon kaum den Frühling erwarten; endlich wurde es wieder Mai! Blau war der Himmel, grün die Erde, die Vöglein sangen in den Bäumen. Ich fuhr in den Wald hinaus, ins Gebirge, und plötzlich sah ich ein Haus vor mir, das mir sehr bekannt vorkam. Ich erinnerte mich, hier vor einem Jahr mit einem Freund gewesen zu sein.

Jani, der kleine pausbäckige Jani, der damals noch gar nichts gekonnt hat, kam mir in den Sinn. Von Neugierde gepackt, suchte ich den Direktor auf.

Er freute sich, als er mich erblickte. Ich erkundigte mich nach seinen Schützlingen.

„Es geh vorwärts, mein Herr, ganz schön vorwärts!" antwortete er.

„Nun, und der kleine Jani?" fragte ich.

„Oh, dieser ist schon ein wahrer Gelehrter!"

Wir gingen in den Garten hinaus, wo die Kinder, magere, schwache, skelettartige Menschen, spielten.

„Wo ist Jani?" fragte ich.

Der Direktor rief seinen Namen. Daraufhin kam ein blasser, bis an die Knochen abgemagerter Bub zu uns. Ich wollte kaum meinen Augen trauen.

„Das ist der kleine Jani?"

„Ja! Aber jetzt ist er schon kein „Dummerl" mehr, er kann schon recht vel. Nun, Jani, rechne einmal!"

Das entsetzte Kind begann mit große⁻ Qual zu stammeln: ‚Eins... zwei... zehn!"

Der Direktor stellte ihm eine neue Frage:

„Aus wieviel Stunden besteht der Tag?"

Das Kind antwortete am ganzen Körper zitternd:

„Vier-vier-undzwanzig."

Der Direktor legte zufrieden die Hand auf den Kopf des Knaben:

„Es ist gut, ein kluger Junge — am Abend bekommst du eine Bäckerei!"

Als ich mich auf den Heimweg machte, erkundigte ich mich beim Direktor, wie er diesen Erfolg erzielt habe. Da reckte er sich ganz stolz und sagte:

„Mit meinem System!"

„Und worin besteht dieses System?"

„Es ist sehr einfach", gab der Schulmeister zurück, „ich lasse die Kinder hungern!"

„Wie?" fragte ich entsetzt.

„Ich lasse sie ganz einfach hungern; dann gehorchen sie in ihren Qualen, sind aufmerksam und befolgen meine Befehle. Ich halte beim Unterricht einen Kuchen in der Hand, und wenn der Betreffende richtig antwortet, bekommt er ihn. Das Kind nimmt alle Kraft zusammen und — lernt. Das ist, bitte, mein wundertätiges System!"

Mich machte diese himmelschreiende Grausamkeit riesig betroffen, ich wäre dem Direktor am liebsten an die Kehle gefahren. Jetzt war es mir schon klar, warum diese Kinder so mager sind und warum aus dem pausbäckigen Jani ein — Skelett geworden war. Wütend fuhr ich den Pädagogen an:

„Wie können Sie nur so grausam sein?"

Er starrte mich überrascht an und fragte staunend:

„Ich begreife Sie nicht, mein Herr! Ich muß Ihnen sagen, Sie sind der erste Mensch, dem mein System mißfällt!"

„Ich muß gestehen, ich halte es meinerseits für schrecklich und unmenschlich!"

Der Direktor lachte.

„Seien Sie mir nicht böse, wenn ich lache. Sie scheinen aber vom Leben selbst keine Ahnung zu haben. Habe ich das Aushungerungssystem erfunden? Oder eine viel höhere Macht? Versuchen Sie einmal, nicht zu arbeiten — ob Sie dann einen Kuchen in den Mund stecken werden?"

Ich antwortete nicht, worauf er fortfuhr:

„Also sehen Sie! Das Leben selbst ist der große Meister, der grausame Pädagoge — ich habe dessen System bloß in meinem bescheidenen Wirkungskreis kopiert! Wer nicht arbeitet — bekommt nichts zu essen, muß hungern. Das ist das ganze!"

Ich drückte den Hut in die Stirn und empfahl mich.

„Sehr traurig!..."

„Möglich", sagte der Direktor, „ich kann aber das Leben nicht anders einrichten! Wie gesagt ich bin nur ein Plagiator! Ich befolge die Lehre des „Großen Meisters", genannt: das Leben. Sollte also mein System Ihren Beifall nicht gefunden haben, dann bitte, zumindest objektiv zu sein und nicht mich zu schelten, sondern das Leben!"

Damit schlug er hinter mir die Tür zu.

(Uebertragung von Grete Neufeld.)

500 Jahre Genter Altar

Der weltberühmte Genter Altar, die Lebensarbeit der beiden Brüder Hubert und Jan van Eyck, wurde im Jahre 1432 vollendet. Wir zeigen hier zwei der bekanntesten Flügelbilder dieses unvergleichlichen Werkes, die singenden und die musizierenden Engel.



Von den Marienburger Festspielen

die wie alljährlich zu Pfingsten veranstaltet werden. Die Festspiele, die in den stimmungsvollen Naturkulissen der berühmten Ordensbauten stattfinden, haben als Mittel zur Pflege deutscher Kultur im bedrohten deutschen Osten größte Bedeutung.

Der explodierte Stammtisch

Von O. F. Heinrich.

Alle Montage kamen sie zusammen in der „Ringeltaube", einem alten Gasthof am Markt. Jeder freute sich, wenn der andere zur Tür hereintrat, nach dem bewußten Tisch in der Ecke nickte und seinen Gruß den Stammtischbrüdern entgegenschleuderte. Es waren recht verschiedene Leute, und so hatten sie auch verschiedene Grußformen. So sagte der Kaufmann Sesenheim: „Guten Abend, meine Herren"; denn er war ein von Grund aus höflicher Mann; er hatte deshalb auch ein gutgehendes Konfektionsgeschäft. Herr Großwächter, Mitarbeiter einer Lokalzeitung, Philosoph und Rektor a. D., wünschte: „Allerseits einen guten Abend", während Herr Tintenschrei, ein alter Schauspieler, mit großer Geste sein „Grüß eich Gott, edele Herren!" an die Wand warf, daß die Bilder der verstorbenen Stammtischbrüder an den Wänden wackelten und später geradegerückt werden mußten. Dann gehörte noch zu der Runde Herr Schwab, ein Finanzbeamter, der jedoch nicht aus Stuttgart stammte, sondern aus Kötzschenbroda. Sodann Herr Kieseltrost; er war Beamter bei der Kleinbahn, die das Städtchen mit der nächsten größeren Station, auf der sogar früher einmal ein internationaler Schnellzug gehalten hatte, in liebenswürdiger Weise verband. Herr Schwab kam gewöhnlich mit seinem Hauswirt, dem Antiquitätenhändler und Pfandleihhausbesitzer Federgrün, zum Stammtisch.

Diese Herren waren regelmäßig Montags anzutreffen; es waren die etatsmäßigen Mitglieder dieser würdigen Tafelrunde, denn Leute wie der Likörreisende Schmidtfreund oder die beiden Brüder Stellmacher, die als Aufsichtsbeamte einer Wach- und Schließgesellschaft tätig waren, konnten die Stammtischzeit nicht so pünktlich innehalten, da sie des öfteren außerhalb festgehalten wurden.

Kürzlich aber waren sie allesamt vereinigt; man feierte den Abschied Tintenschreis, des Schauspielers, der fünf Monate lang Mitglied des Stammtischs in der „Ringeltaube" gewesen war und nun nach einem Kurort in Bayern übersiedelte, wo er demnächst sein erstes Gastspiel gab. Die Herren hatten ihn sehr gern, denn er sprach so wunderbare Sätze, wußte herrliche Theaterschnurren zu erzählen und verstand es durch geistreiche Zitate aus alten Klassikern das literarische Niveau des Stammtisches zu erhöhen. Unter den Herren herrschte übrigens ein Verbundenheitsgefühl, eine Sehnsucht, einander zu beglücken, daß jeder, der in der Nähe des bewußten Tisches saß, den Schimmer dieses Beglücktseins und -werdens mit hinaus in die Sternennacht nahm, wenn er der gastlichen Stätte den Rücken kehrte.

Doch das Kismet ist unerbittlich. Wer hätte geahnt, daß gerade dieser Schauspieler Tintenschrei es sein mußte, der vom Schicksal dazu berufen schien, das Stammtischidyll jäh zu zerstören. Niemand hätte es geglaubt. — Er war ja auch eigentlich nicht schuld.

Anfangs ängstlich und später gewohnheitsmäßig bemühte man sich, alle Sachen und Sächelchen, die etwa Unheil über die freundliche Runde heraufbeschwören könnten, zu vermeiden. Man hielt die Politik fern, stritt sich auch nicht über die Werte der einzelnen Berufe; man lebte im tiefsten Frieden.

Bis vor kurzem, eben an jenem Abend, Tintenschrei leichthin erwähnte, er fahre von Berlin mit dem Nachtschnellzug über Chemnitz nach Regensburg, wo er einige Tage zu bleiben gedenke. Von hier aus entwickelte sich die Katastrophe.

Herr Federgrün meinte, Tintenschrei fahre nicht über Chemnitz, sondern über Leipzig, worauf Herr Tintenschrei lächelte und meinte, er sei schon mehrere Male diese Strecke gefahren; er wisse genau, daß man durch Chemnitz komme. Herr Schwab gab ihm recht und ergänzte, daß der D-Zug nach München über Chemnitz fahre.

„Nein," erwiderte Herr Federgrün. „Von Dresden aus ja aber von Berlin aus doch keinesfalls!"

„Toch, toch," meinte Herr Schwab, „die dräffn sich ähm undrwächs und fohrn zusamm ieber Gämmnids nach Minchn!"

„Aber er will doch gar nicht dahin, er will doch nach Regensburg!"

„Is ja egol, Rächnsburch liecht toch vor Minchn! Schdimmd's?""

„Ja, Sie haben recht," sagte der eine der beiden Gebrüder Stellmacher, „aber er kommt nicht über Chemnitz!"

„Nadierlich gommdr iebr ... nee, er muß ieber Dswiggau ..."

Jetzt mischte sich Herr Kieseltrost in die Debatte: er als Beamter bei der Bahn wisse ganz genau, daß der Berliner Schnellzug nach München über Leipzig fahre und nicht über Chemnitz oder Zwickau.

Herr Schwab lachte: „Nee, Sie wolln mer sachn, wo Dswiggau liecht? Nee, 's is toch ..."

Herr Kieseltrost sah sich in seiner Beamtenehre gekränkt und sagte — etwas lauter als sonst: „Lieber Herr Schwab, und wenn Sie zehnmal aus Schwabbelsachsen sind: der Zug geht nicht über Zwickau! — Basta!"

„Mann, von wächn pasta und Schwabbelsagsn, härn Se, das verbiddch mir!"

Herr Federgrün: „Was zanken Sie sich denn; sowas ist doch pedantisch. Ich schlug neulich mal in meinem Laden im Fahrplan nach ..."

„Na," meinte Schwab hitzig, „in Ihrem Grämrladen wärd ooch's Richtige kewäjn sinn."

Worauf der Pfandleihhausbesitzer Federgrün erregt aufsprang und sich seinerseits diesen Anwurf auf sein Geschäft verbat. (Zu jeder anderen Stunde hätte Schwab das sagen dürfen, aber nicht jetzt.)

Herr Schwab spielte den Erstaunten: „Chäds schbield't 'n Peleichdichdn, där Här Pfandleihhausgrämr!"

Herr Federgrün wurde wütend: es sei ihm gar nicht so lächerlich zumute, er (Herr Schwab) müsse es längst gemerkt haben, aber wenn die Ohren halb so groß wären wie der Mund ...

Nun verbat sich Herr Schwab aus Kötzschenbroda, seinerseits solche Scherze. Die anderen Herren griffen ein. Leider begingen sie die Unklugheit, nicht für einen Partei zu nehmen, sondern es stellten sich die Brüder Stellmacher, Herr Großwächter und Herr Kieseltrost auf die Seite Federgrüns, und die anderen Herren agierten für die Gegenpartei. Vergebens wies Herr Großwächter in seiner Eigenschaft als Rektor a. D. darauf hin, daß nach den geographischen Verhältnissen ..., er kam gar nicht weiter: die Debatte spitzte sich immer mehr zu, und es dauerte nur einige Minuten, da verbat man sich gegenseitig „solche Scherze" und machte sich Gedanken darüber, wieso man mit so hirnverbrannten Menschen an einem Tische sitzen konnte — und das monatelang. Herr Schwab nannte nach einer weiteren halben Minute Herrn Kieseltrost einen Sekundärbahnfritzen und Herrn Großwächter ein ausgepustetes Schullicht. Die beiden Herren zahlten unter Protest und gingen. Auch der Likörreisende Schmidtfreund, der im Laufe des Disputs mehrmals die Parteien wechselte, befand sich in Ekstase und bot dem Kaufmann Sesenheim, der ihn als nicht mehr ganz nüchtern skizzierte, eine Stellung als approbierter Nachtwächter an, worauf Herr Sesenheim äußerte, er müsse an sich halten, um Schmidtfreund nicht zu ohrfeigen.

Nach einer Viertelstunde war niemand mehr in der „Ringeltaube" zu sehen. Der Wirt war so blöde gewesen, obendrein um Ruhe zu bitten. Das gab den Rest. Der Stammtisch explodierte. Puff. Aus. —

Nur ein Schirm blieb zurück; der wurde am andern Morgen von dem Großwächterschen Dienstmädchen abgeholt mit der Bemerkung, Herr Krögel, der Wirt, möchte Herrn Rektor das Stammglas zurückschicken. Im Laufe der Woche packte Herr Krögel noch weitere sechs Stammgläser ein.

Jedesmal, wenn ich einsam in der „Ringeltaube" sitze und nach dem leeren Tisch in der Ecke schaue, denke ich an den Stammtisch, der wegen einer Schnellzugsverbindung im Nirwana versank.

Hände hoch!

Von Axel Rudolph.

Werner lag, obwohl er beide Augen fest geschlossen hatte, immer noch wach und lauschte den Bruchstücken des nächtlichen Großstadtlärms, die den Weg durch die verschlossenen Fenster fanden. In seinem Kopf tanzen bunte, verlockende Bilder: die Lichterflut der Nachtreklamen, Geigen und Saxophone, duftige Abendkleider und Schleier, aus denen fesche Mädels zärtlich lächelten, hochbeinige Barschemel, Flaschen und Gläsergeklirr. Herrgott ja! Wenn man jetzt ganz leise aufstände, sich ganz, ganz leise anzöge, und, die Lackschuhe in der Hand, auf Socken hinunterschlich. Nee, lieber nicht. Adele hatten einen hoffnungslos leisen Schlaf. Beim geringsten Geräusch wachte sie unfehlbar auf.

Werner öffnete ein wenig die Augen und betrachtete sein Frauchen, das fest und tief neben ihm schlief. Er hatte sie gern und Adele war hübsch und anziehend. Nur einen Fehler hatte sie: Sie hatte ihn zu lieb. Sie wollte ihn immer um sich haben, wollte mit ihm ausgehen oder noch lieber mit ihm abends zu Hause in ihrem gemütlichen Heim bleiben. Wenn Werner den Versuch machte, abends mal allein auszufliegen, dann gab es Tränen und Gejammer. Und wenn das nicht half, dann setzte sich Frau Adele sehr energisch zur Wehr und erklärte: „Wenn du gehst, dann gehe ich mit. Mich wirst du nicht los." Eine richtige Klette war sie. Seit einem halben Jahr fast war es Werner nicht gelungen, seinem Frauchen zu entkommen. Versuche, die üblichen wichtigen Konferenzen oder Geschäfte vorzutäuschen, waren kläglich mißlungen. Frau Adele lachte ihn aus, wenn er damit kam.

Wenn sie noch selber Freude gehabt hätte an so einem fidelen Bummelabend. Aber Frau Adele fand gar keinen Geschmack daran. Wenn sie zusammen in einem Nachtlokal saßen und er den Trubel „fabelhaft" fand, machte Frau Adele ein hochmütiges Gesicht: „Ich verstehe nicht, wie du daran Gefallen finden kannst, Werner. Diese Hopserei und Flirterei ist doch nichts für einen richtigen Mann."

Was blieb einem da anderes übrig, als eine forsche Miene aufzusetzen und den lustigen Betrieb abweisend und von oben herab anzusehen. Aber Werner fühlte sich nicht wohl dabei. Er war noch nicht recht entwöhnt und sehnte sich danach, wieder einmal mit ein paar Freunden einen richtigen fidelen Nachtbummel zu machen.

* * *

Frau Adele machte im Schlaf eine kleine Bewegung, Werner lag unruhig.

„Werner", flüsterte Frau Adele ängstlich, „Einbrecher!"

„Ach, Unsinn, Kind."

„Doch." Frau Adele klammerte die Arme um ihn. „Du schläfst ja wie ein Murmeltier, aber ich habe deutlich gehört. Es hat sich jemand hier ins Zimmer geschlichen."

Werner tastete nach dem Lichtschalter. Jäh durchflutete die Helle das Schlafzimmer. Frau Adele stieß einen vor Angst halberstickten Schrei aus. Mitten im Zimmer stand ein Mann im Frack, eine schwarze Maske vor dem Gesicht, Blendlaterne und ein Bündel Dietriche in der Hand.

Werners Rechte fuhr blitzschnell in die Schublade des Nachttischchens, riß den Revolver heraus:

„Hände hoch!"

Die Dietriche klirrten zu Boden. Der überraschte Einbrecher warf gehorsam die Hände über den Kopf.

Mit einem Satz war Werner aus dem Bett.

„So, Freundchen. Nächstens überlegen Sie sich, bei wem Sie einbrechen. Stellen Sie sich dahin! Gesicht gegen die Wand! So. Und wenn Sie den geringsten Versuch machen, die Arme herunterzunehmen, dann knalle ich Ihnen eine, verstanden?"

Mit großen Augen sah Frau Adele der Szene zu.

„Das Ueberfallkommando", stammelte sie, „Werner, ruf doch die Polizei an!"

„Was Polizei?" lachte ihr Mann. „Den Burschen bringe ich selbst zur Polizei und liefere ihn in Numero Sicher ab. Hier, Adele, nimm mal den Revolver. So. Und wenn der Kerl sich muckst, drückst du ab."

„Ja, Werner." Frau Adele hielt zähneklappernd die Waffe auf den ihr den Rücken zukehrenden Einbrecher gerichtet. Werner aber stürzte zum Schrank und warf hastig die Kleider über.

„Du ziehst ja deinen Frack an, Werner", stellte Frau Adele erstaunt fest.

„Wie? Ach so. Na, ist egal. Das erste beste." Werner war schon fertig und nahm den Revolver wieder aus Frau Adeles Händchen.

„So, Kind, nun schlaf du ruhig weiter. Wird ja ein Weilchen dauern. Protokoll, Verhöre und so." Er küßte Frau Adele flüchtig auf die Stirn und wandte sich dann barsch an den schlotternden Eindringling. „Marsch, mein Junge. Die Polizei wird sich freuen. Die Tür fiel hinter den beiden Männern zu.

Unten vor der Haustür aber steckte Werner den Revolver in die Hosentasche und der Einbrecher nahm lachend die Maske ab. „Großartig hast du das gemacht, Fritz", klopfte ihm Werner auf die Schulter. „Wie 'n richtiger, geborener Ganove."

„Na, und du erst", lachte der Einbrecher, „der reine Kientopp."

Das Gespenst

Im Dorfe herrschte die Cholera. Jeden Tag kam der Kreisarzt. Seinen Wagen ließ er vor dem Walde zurück. „Du langer Lulatsch hast wohl Angst vor der Cholera?" sagten die Bauern zu seinem Kutscher. Sie nahmen nämlich nicht ernst, was der Doktor von der Ansteckungsgefahr sagte. Als jedoch in rascher Folge ein Dutzend Menschen starb, wurde es unheimlich. Der Totengräber wollte kein Loch mehr machen; die Bauern spannten nicht mehr an, um die Leichen in die Scheune neben dem Totenacker zu fahren.

Für den Transport der Leichen fand der Kreisarzt schließlich zwei Männer, die weder Tod noch Teufel fürchteten. Der eine war ein buckliger alter Mann, der das Gnadenbrot auf einem Hofe aß. Er sagte: „Man gönnt mir doch nicht den Platz auf der Ofenbank. Wenn's mich packt... auch gut..." Der andere, groß und grobknochig, abwechselnd Holzfäller und Säufer, hatte sich das Sprüchlein zurecht gelegt: „Nur ordentlich Schnaps trinken, dann kann einem die Cholera den Buckel runter rutschen!" Jeden halben oder ganzen Taler, den ihm die Leute für seine Arbeit gaben, pflegte er zum Schutze seiner Gesundheit zu vertrinken. Hatte er eine tüchtige Portion Branntwein im Leibe, dann zog er die zweirädrige Pestkarre so unbekümmert durch die Pfützen und Schlaglöcher, daß die Leiche auf und ab hüpfte. Der Bucklige lief keuchend nebenher und hielt sie mit beiden Händen fest. Für manchen Zuschauer am Fenster mag das ein komischer, für manchen ein grausiger Anblick gewesen sein.

„Schlechtes Geschäft", knurrte der Säufer, als sie an einem heißen Julitage den Hofbesitzer Schmidtmeier nach der Scheune fuhren. „Die Alte ist verdammt geizig. Keinen roten Fuchs hat sie uns gegeben. Womit soll sich unsereins die Cholera vom Leibe halten?" Unsanft ließ er die Leiche von der Karre auf das Stroh fallen.

Der Bucklige starrte auf das Gesicht der Leiche.

„Du, Philipp, der hat eben das Gesicht verzogen..."

„Vielleicht nimmt er's mir übel, ha... ha... er fiel een bißchen hart.."

„Der Doktor hat ihn doch für tot ausgegeben?"

„Buckel, der Kerl ist tot wie ein Schwein im Wurstkessel!"

Dann zogen sie dem Toten das lange, weiße Leinenhemd über. Der Bucklige fühlte heimlich den Puls. Nein, der schlug nicht mehr. Die Lippen waren schwarz wie bei den anderen Choleraleichen, die Gesichtsfarbe gelb wie Stroh...

Das Dorf schien ausgestorben zu sein. Kein Peitschenknall hallte über die Straße. Selbst das Mühlrad stand still. Die Leichen versenkte man nach drei Tagen in die Erde, ohne weitere Umstände zu machen. Nie kamen Anverwandte auf den Friedhof; meist waren sie nicht mal zu bewegen, bei der Umbettung eines Kranken zu helfen. Aengstlich hielten die Leute Fenster und Türen verschlossen, weil sich die Meinung eingenistet hatte, die Cholera breite sich durch den Wind aus. Erst wenn abends der Tau herniederkam, gingen die Mägde auf die Weide, um die Kühe zu melken, und die Knechte in die Felder, um Klee für das Vieh zu holen.

An diesem Abend erlebten sie etwas, das sie noch lange in Furcht und Schrecken halten sollte, das sie bis spät in die Nacht daheim erzählten...

Sie sahen ein Gespenst. Langsam, ganz langsam kam es, in ein weißes Tuch gehüllt, über die Felder und bewegte sich dem Dorfe zu. Einige Mägde hatten eine lange Sense auf seinem Rücken gesehen und hielten das Gespenst für den leibhaftigen Knochenmann. Andere sprachen die Ansicht aus, es sei ein Toter gewesen, der keine Ruhe im Grabe finden könnte...

Auf Schmidtmeiers Hof trug sich in dieser Nacht folgendes zu: Ein Ast schlug gleichmäßig an das Fenster der Frau. Sie hörte auch ganz leise ihren Namen rufen. Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken. Sie hob die Gardine zurück und schrie laut auf. Im fahlen Mondlicht erkannte sie ihren Mann im weißen Totenhemde. Geisterhaft hohl hörte sie ihn sagen: „Mach doch auf!"

„Ach, Vadderken, blif doch fort; du bist ja dot!"

Dann vergrub sie, heftig zitternd und vor Schreck wie gelähmt, den Kopf in den Kissen. Nach einer geraumen Zeit blickte sie wieder durch die Scheiben. Das Gespenst war fort...

Am andern Tage standen Philipp und der Bucklige schon am Wege, als der Arzt kam. „Doktor, he is weg, de Schmidtmeier!" Aufgeregt berichteten sie. Auf Schmidtmeiers Hof erfuhren sie von dem Nachtgespenst. „Das war kein Gespenst, liebe Frau, sondern Ihr Mann. Sie hätten ihm aufmachen sollen! Nein, sowas...! Wir müssen ihn suchen." Dann sagte der Doktor noch etwas von Scheintod und Herzlähmung und Paroxysmus, was die Leute aber nicht verstanden.

Vielleicht liegt er im Teich", dachte Philipp und riß das Wehr hoch. Ehe das Wasser abgelaufen war, hatte man den Bauern in einem Stall, wo er sich des Nachts verkrochen hatte, gefunden. Er gab noch schwache Lebenszeichen von sich.

Der Mann wurde wieder gesund. Er hieß bis an sein Lebensende das „Gespenst". Den Buckligen holte die Cholera als letztes Opfer.

Hans Heinrich Strätner.

Schützt die Natur!

Was gibt es alles zu sehen, zu hören in der freien Natur; nicht müde wird man zu lauschen. Die Vögel singen so froh ihre Lieder; die bunten Falter flattern von Blume zu Blume; die Bienen summen im Obstbaum. Am Rande des Baches sonnt sich die harmlose Natter, im Tümpel des Steinbruchs Unken und Molche, goldglänzende Laufkäfer auf dem sandigen Boden. —

Ihr Knaben und Mädchen, so jung ihr seid, ihr alle könnt mithelfen, daß uns solch reine Freude an der Natur erhalten bleibe. Die lieblichsten Geschöpfe unserer Heimat, Blumen, Vögel, Schmetterlinge u. a., haben gar so viele Feinde unter den Menschen, die das zarte Leben dieser Naturkinder nicht achten, sondern ihnen aus Bosheit oder Gedankenlosigkeit ein trauriges Ende bereiten. Viele schöne Pflanzen, manches anmutige Vöglein, schillernde Falter, deren frohes Spiel uns erfreute, manche unschuldige Schlange, buntfleckige Salamander und Molche hat man in dieser oder jener Gegend unserer Heimat bereits völlig ausgerottet und es sind einzelne der Geschöpfe schon so selten geworden, daß man ihnen heute nur noch ausnahmsweise begegnet. Erhalten! das sei die Losung, nicht vernichten!

Auf euren Spaziergängen und Ausflügen, beim Spiel auf der Wiese oder am Waldrand denkt immer daran, daß ihr kein zartes Leben vernichtet, und wenn ihr seht, daß Kameraden an der Natur und ihren Geschöpfen sich vergehen, so legt ein bittendes oder warnendes Wort für eure Lieblinge ein! — Von „wilden Blumen" gibts nicht so viele, daß jedes einen großen Strauß sich mitnehmen dürfte. Glaubt ihr, die Blume habe keinen höheren Zweck als im Glas zu verwelken oder — weggeworfen — am Weg zu vertrocknen? Unzähligen Insekten, darunter Bienen und Schmetterlingen gibt ihr Kelch süße Nahrung. Und wenn ihr doch meint, wenigstens ein kleines Sträußchen euch pflücken zu müssen, so schont Wurzeln und Blattwerk! Wer nach euch des Weges zieht, will sich auch noch erfreuen.

Den bunten Faltern stellt nicht nach! Es ist so häßlich, ihr frohes Leben vernichten zu wollen. Habt ihr's getan, so reut euch der Frevel; die rohe Hand kann wohl töten, aber das geraubte Leben zurückgeben, liegt nicht in eurer Macht. Der lebende Schmetterling, wie er im Sonnenglanz über die Wiese flattert, sei eure Freude, nicht der auf der Nadel gespießte, der euch weiter nichts sagt, als wie sein Kleid aussieht. — Tötet nie eine Schlange, es sei denn die giftige Kreuzotter, nie Frosch oder Kröte, Eidechse, Salamander und Molch! Gerade diese verachteten und verkannten Tiere haben unter Roheit und Aberglauben der Menschen viel zu leiden. Seid Beschützer der armen Verfolgten. Gönnt ihnen ihr Leben in freier Natur! Daheim im Wasserbehälter oder in der vergitterten Kiste gehen sie elend zugrunde. — Wo ihr ein Vogelnest im Gezweig wißt, in der Hecke, im Garten und Hof, da verschweigt euer Geheimnis! Wo es euch nötig erscheint, tragt Dornen herzu, der Katze zu wehren; vermeidet aber sonst jede Störung! Wer Vogelnester ausnimmt, der frevelt an der Natur. Und weiter, achtet auf euren Spaziergängen fremden Besitz. Zertretet nicht mutwillig das Getreide, das Gras der Wiese, brecht nicht Zweige von den Bäumen oder die jungen Triebe vom Weidengebüsch, die Gerten des Haselstrauchs usw. Vor allem aber achtet und ehrt den Wald! Weicht vom betretenen Wege nur ab, wo es erlaubt ist! Stört den Waldfrieden nicht durch rohes Geschrei! Ihr stört sonst die Ruhe der brütenden Vögel, die Andacht jedes Naturfreundes. Verunziert den grünen Teppich nicht durch umhergeworfenes Papier, durch zurückgelassene Reste der Mahlzeit! Denkt immer daran:

„Was dir zu Haus nicht artig scheint,
„Ist auch dem Walde schlimm gemeint."

Rundfunk

Kattowitz — Welle 408,7

Sonntag. 10.00: Gottesdienst. 12.15: Konzert. 14.00: Religiöser Vortrag. 14.20 und 15.00: Populäre Musik. 15.55: Kinderstunde. 16.00 Vortrag. 19.45: Hörspiel: „Pariser". 20.15: Solistenkonzert. 22.30: Abendnachrichten und Tanzmusik.

Montag. 12.10: Schallplatten. 14.55: Verschiedenes. 16.20: Französischer Unterricht. 17.30: Leichte Musik. 20.00: Konzert. 20.15: Oper „Toska". 22.45: Abendnachrichten und Tanzmusik.

Warschau — Welle 1411,8

Sonntag. 10.00: Gottesdienst. 12.15: Konzert. 14.00: Verschiedenes. 15.55: Kinderstunde. 16.20: Verschiedenes. 17.45: Konzert. 19.00: Verschiedenes. 19.45: Hörspiel: „Pariser". 20.15: Slawische Musik. 22.45: Abendnachrichten und Tanzmusik.

Montag. 12.10: Schallplatten. 15.05: Vorträge. 16.20: Französischer Unterricht. 17.35: Leichte Musik. 18.50: Verschiedenes. 20.15: Oper: „Toska". 22.45: Abendnachrichten und Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 252. **Breslau Welle 325.**

Sonntag, den 22. Mai 6.15: Konzert. 8.10: Schallplatten. 9.20: Verkehrsfragen. 9.50 Glockengeläut. 10.00: Kath. Morgenfeier. 11.00: O. Stoeßl liest aus eigenen Werken. 11.30: Bach-Kantate. 12.15: Konzert. 14.10: Für den Kleingärtner. 14.25: Schachfunk. 14.50: Für den Landwirt. 15.25: Empfindsame Reise nach Budapest. 15.45: Goethe hat Zeit. 16.20: Operettennachmittag. 17.45: Vortrag. 18.15: Klaviermusik. 18.50: Vortrag. 19.10: Wetter u. Sportresultate vom Sonntag. 20.00: Wagner-Abend. 22.00: Abendnachrichten und Tanzmusik.

Montag, den 23. Mai. 6.00: Gymnastik. 6.15: Konzert. 10.15: Schulfunk. 11.30: Konzert. 13.05: Konzert. 16: Kinderfunk. 16.30: Konzert. 17.30: 2. landw. Preisbericht — Das Buch des Tages. 17.50: Kulturfragen. 18.05: Blick in Zeitschriften. 18.35: Englisch. 18.50: Das wird Sie interessieren. 19.00: Wetter — Lieder. 20.0 : Militärkonzert. 21.15: Schlesische Hochzeit im Mai. 22.20: Abendnachrichten. 22.35: Mikro belauscht Nachtigall. 23.10: Funkbriefkasten.

Reisefreuden in Tuwa

Mit Auto und Pferd durch die Steppen Kleinasiens

Otto Mänchen hat durch einen glücklichen Zufall eine Studienreise ins asiatische Tuwa, der kleinen Hirtenrepublik fern in der sibirischen Steppe, die sonst Fremden verschlossen ist, machen können. Von dem Leben und Treiben der Tuwiner, ihrem kaum bekannten Land und von dem Einfluß der Sowjets in Moskau auf diese autonome Republik der UdSSR. im innersten Asien erzählt sein Buch „Reise ins asiatische „Tuwa" (mit 28 ausgezeichneten Photobildern, Verlag Der Bücherkreis). Die nachfolgende Skizze ist ein Beispiel, wie eigenartig die neue Zivilisaton und die alten Lebensformen nebeneinander und gegeneinander wirken.

Ich bin in Tuwa zumeist geritten, aber ich will Tuwa nicht verkleinern und schlecht machen: es gibt auch Automobile dort. Wenn inzwischen keines dazugekommen ist und die alten noch fahren (was allerdings zu bezweifeln ist), dann verfügt die Republik über drei Autos. Gefahren bin ich auf ihnen das letzte Stück des Weges nach Kysyl-choto, dann einmal von Kysyl-choto nach Dschadana und noch einmal von Kysyl-choto nach Schiganar. An die letzte Fahrt werde ich denken, solange ich lebe. Das Auto, das uns mitnehmen sollte, wartete vor dem Regierungsgebäude. Auf einem amerikanischen Autofriedhof hätte es selbst noch die Selbstmörderecke ausgespien, so erbärmlich sah es aus. Auf allen Seiten zerschrammt, mit außen grob aufgeschraubten Eisenbändern, die es vor dem drohenden Auseinanderfallen bewahren sollten, mit Reifen, denen man es ansah, daß sie in den nächsten hundert Kilometern fünfmal platzen würden (was sie auch taten), die Karikatur eines Wracks. Dazu mit Kisten, Ledersäcken, Benzinkannen so bepackt, daß man kaum ins Innere klettern konnte. Dieses Innere bot Platz für vier Menschen. Ich war der elfte, der einstieg. Es war eine Erlösung, wenn eine Panne kam. Bodanow, burjätischer Vertreter der Komintern in Tuwa, der zu einer Parteiversammlung in Schiganar fuhr, zu der auch ich wollte, stieg dann von meinen Füßen hinunter, mein koreanischer Nachbar stellte eine Zeitlang den Versuch, meine Rippen zu zerquetschen, ein und in die Zusammenstöße meines Kopfes mit der Konservenkiste kam eine Pause. Vor die Wahl gestellt, mit diesem Auto zu fahren oder im Holzsattel auf einem stoßenden Gaul zu reiten, hätte ich mich am liebsten für das Zufußgehen entschieden, wenn nicht Schiganar 120 Kilometer entfernt gewesen wäre und wenn nicht schon am nächsten Tag die große Versammlung begonnen hätte.

So mußte ich also mit. Ueber Stock und Stein, auf einem Weg, den man auch nachts nicht verfehlen konnte — er war so breit wie die Steppe: die Steppe war der Weg —, hüpfend, ächzend, fuhr das höllische Auto. Die Passagiere stöhnten so lange, bis ihnen der Staub sogar das Stöhnen erstickte.

Das will nun nicht sagen, daß ich mit den tuwinischen Pferden nur himmlische Freuden erlebt hätte. Meistens ging es ja gut, aber es gab auch böse Tage. Ich ritt, solange es ging, nach den Urtelstationen. Gegen regelmäßige Bezahlung durch die Regierung halten in Abständen von 20 bis 40 Kilometern Nomadenfamilien Pferde bereit für Reisende, die in offiziellem Auftrag reisen. Ich hatte eine Bescheinigung erhalten, die mich ermächtigte, an jeder solchen Station Pferde anzufordern, und reiste recht angenehm. Die Pferde sind es gewohnt, fremde Reiter zu tragen, und wenn man sich einmal dem Sattel angepaßt hat, geht es ganz gut. Ganz leicht ist es allerdings nicht, sich an die Sättel zu gewöhnen. Aus Holz, mit einem dünnen Filz überzogen, vorn und hinten ein Holzbogen, dazu noch die Steigbügel so kurz, daß die Schenkel manchmal fast waagerecht liegen, machen sie einem das Reiten anfangs zur Qual. Immerhin, es ging. Erst als ich in Gegenden kam, wo es keine Urtelstationen mehr gab, wurde es wirklich ungemütlich. Der Schein gab mir das Recht, Pferde zu nehmen, wo ich sie gerade fand, also auch in Jurten, die nicht dafür bezahlt wurden. Das hat den Leuten wenig Freude gemacht. Außer dem Reitpferd für mich und meinen Begleiter hatten sie noch ein Packpferd zu stellen und einen Mann mitzugeben, der alle Pferde wieder zurückbrachte. Sie gaben daher die schlechtesten Pferde her, die sie hatten: alte, störrische, kaum zugerittene, das heißt, wenn sie sie überhaupt hergaben. Denn es geschah mehr als einmal, daß auf das Gerücht meiner Ankunft hin alle Pferde in die Taiga getrieben wurden, und ich konnte nun zusehen, wie ich sie einfing. Bis das mit Fluchen und dem Lasso gelang, verging manchmal ein ganzer Tag.

Ich habe keines der Abenteuer erlebt, die jeder anständige Reisende in Innerasien zu erleben hat. Ich bin nicht von Räubern überfallen worden, kein Sandsturm hat mich verschüttet, ich habe nicht hungern müssen und fand immer reichlich Wasser. Wären nicht die Pferde gewesen, ich wüßte nicht, wie ich vor dem Leser bestehen könnte. Aber was waren das schon für Abenteuer? Manchmal ging das Roß durch. Das geschieht auch einem Reiter im Tiergarten.

Eines Rittes erinnere ich mich trotzdem mit einigem Unbehagen. Die kleinere Karawane war zum Flüßchen Köndergej aufgebrochen und zog nach Osten. Ganz vorne der tuwinische Begleiter, hinter ihm das Packpferd, dann ritt ich und hinter mir der Dolmetsch. Mein Pferd hatte schon einige Male vor aufflatternden Rebhühnern gescheut. Aber erst als das Packpferd scheu wurde, sich hinwarf, wieder aufsprang, die Ledersäcke abstreifte und davonraste, ging auch meines durch. Das wäre nichts Besonderes. Ich brachte es ja auch wieder zum Halten. Doch die Landschaft, durch die das scheue Tier raste, war recht besonders, etwas unheimlich. Ich flog vorbei an menschlichen Brustkörben, Totenschädeln, Schenkelknochen, sprang über Leichen, ritt Skelette nieder. Ich ritt durch ein tuwinisches Totenfeld.

Daß der Steppenbewohner Tuwas sein Pferd nicht gern einem Fremden anvertraut, ist nicht verwunderlich. Mehrfach konnte ich beobachten, wie sehr ein gutes Pferd geschätzt wird, so einmal in einer Kinovorstellung.

Ich sah dort den schönen Gorki-Film „Mutter". Es wird nicht alle Tage gespielt, wenn es hoch kommt, zweimal in der Woche, mitunter aber auch wochenlang gar nicht. Die Tuwiner waren von weit her geritten gekommen, um sich dieses Wunder anzusehen. Zwanzig, dreißig Kilometer — was macht das diesen Reitern schon aus. Da saßen sie auf den schmalen Holzbänken, schrecklich eng aneinandergepreßt, in gespanntester Erwartung.

Das Filmband riß an diesem Abend mindestens zwanzigmal. Doch das freute die Zuschauer bloß. Um so besser! Um so länger dauert das Märchen! Verstehen konnten sie nicht das allergeringste. Kein Tuwiner hat je in seinem Leben eine Eisenbahn gesehen, eine Fabrik, kein Tuwiner weiß, was ein Streik ist. Sie konnten nicht einmal erraten, was da vorgeht. Die Aufschriften waren russisch, — die konnten sie nicht lesen. Aber sie freuten sich dennoch unendlich. Den Vorgängen auf der Leinewand standen sie absolut neutral gegenüber. Wer gerade schoß, das war ihr Mann; ob das ein Revolutionär war oder ein Gendarm, kümmerte sie durchaus nicht, schon weil sie nicht verstanden, warum der Kampf ging. Wenn Pferde kamen, geriet der Saal in Begeisterung. Mit wildem „Tscha! Tschä!" hetzten sie, schien sie, sprangen sie auf. Sie unterhielten sich ganz glänzend. Nur einmal waren sie empört und tobten. Ich verstand den Grund nicht. Der Film zeigte gar nichts besonders Aufregendes: laufende Füße, einen erhobenen Arm, ein Gesicht. Aber das war eben der Grund! Man übersetzte mir, was sie schrien: „Wir haben voll bezahlt! Warum zeigt ihr uns nur einen Fuß? Wo ist der Kopf? Wir wollen einen ganzen Menschen sehen! Warum macht ihr die Wand so klein, Wir verlangen eine Wand, auf der ein Mensch Platz hat! Wir wollen eine große Wand! Große Wand!"

Die Vorstellung war schon lange zu Ende und noch immer standen sie beisammen, lachten, schwätzten. Einer wollte bei der Kasse unbedingt das Pferd kaufen, das im Film „der Mann mit dem goldenen Zahn" geritten hatte. Bis dann einer nach dem anderen sein Pferd bestieg und heim ritt. Vorbei an der Elektrizitätsstation und dem Postgebäude, zurück in die Jurte, zurück in die Steppe durch die schon von allen Seiten der dunkle Ton der Schamanentrommel die Geister rief.

Kampf in den Lüften

Im Flimmerlichte der hellen Mittagssonne liegt die Elbe. Schwer und gemächlich treibt der Strom der dunstigen Ferne zu. Die Ufer treten hier schon weit zurück; kaum sieht man's noch, wo sie grün und weiß das Flußbett säumen, der Strom wird fast zum Meer.

Da segelt in der Mitte der trügerisch gleißenden Fläche niedrig überm Wasser eine junge Lachmöwe dahin, bald hier, bald dort, steigt, schießt und wendet, schlägt blitzschnell platschernd aufs Wasser nieder und steigt von neuem auf. Ihr silberblanker Leib blitzt in der Sonne.

Sie fischt. Das hat sie erst gelernt. Das scharfe Auge durchforscht die Tiefe. Sie hat sich weit verloren in keckem Uebermut und ist hier ganz allein. Seitdem sie gelernt hat zu fischen, treibt es sie von Fang zu Fang. Ganz taumelig ist sie schon vor Eifer. Sie sieht den dunklen Punkt nicht in der blauen, flimmernden Höhe. Er steht. Er zieht gemächlich einen Kreis. Sie sieht es nicht. Ein Schwarm von winzigen Fischchen tummelt sich nahe unterm Wasserspiegel, verschwindet bald, taucht wieder auf, ein leckeres, lockendes Mahl. Das sieht sie gut, und denen gilt ihre Jagd.

Der schwarze Punkt im Blauen steht unbewegt.

Es platscht. Die Möwe hat einen Fisch gefangen. Sie schlingt ihn hinunter und steigt und wendet. Um ihre Kraft zu zeigen, schießt sie eine Strecke weit fort, kehrt aber bald wieder um, denn hungrig ist sie wie zuvor. Den spitzen Kopf nach unten gekehrt, sucht sie die Fische wieder. Die sollen ihr nicht entkommen. Langsam, sich seitlich wiegend, wie vom Winde getrieben, schwebt sie in zierlichen Windungen dahin. Die schlanken Beine hält sie weit gestreckt, glatt aneinander.

Da kommt ein Brausen aus der Luft, ein Knattern, wie wenn Sturm im Segel knallt. Weg ist die Möwe!

Da — in den vorgestreckten Fängen eines Falken hängt sie fest. Der rechte Fang sitzt ihr in der Brust. Er schneidet tief. Der linke hat den Kopf umkrallt. Er würgt sie schon. Sie zuckt und fühlt den Tod.

Der Falke strebt mit mächtigen Schlägen ein Stück flach überm Wasser hin. Dann schraubt er sich steil hoch. Der dunkle Punkt im Blauen — das war er.

Ein Schwarm von Sturmmöwen stiebt mit Geschrei dem Ufer. Sie haben den Falken erkannt. Der Falke beachtet sie nicht, obwohl auch er dem grünen Flachlande zustrebt.

Dort ist man schon aufmerksam geworden. Man sieht den Falken kommen. Sperlinge, Finken und Stare kriechen eiligst in Gräben und Gebüsch. Ein Krähenvolk flattert mit warnendem Geschrei hoch. Den Falken fürchten auch sie; der treibt sie durcheinander.

Versteckt in einer alten Weide aber sitzt geduckt ein Hühnerhabicht. Heißhungrig stiert er voll brennenden Neides auf die Beute des Falken. Ihm glückte heute noch kein rechter Fang. Er giert nach Fraß. Nach dieser Möwe giert er. Gar zu gern raubte er sie dem Falken.

Da schwebt der Falke heran, nichts ahnend von dem Schrecken, den er um sich her verbreitet. Gemächlich will er am Rande des Ackers auf einer Weide bäumen. Auf einmal schießt der Habicht blitzschnell her aus dem Versteck, ganz nahe vorbei. Der Falke bäumt ruhig auf, steht hoch und äugt. Was will denn der? Das Bettelvolk — er kennt es schon — ist lästig. Vielleicht fliegt man bis dort ans Holz, um ungestört zu sein. Er springt ab, die Möwe in den Fängen, und wandert weiter.

Sperlinge, Finken und Stare kommen mit Geschrei hervor. Der Falke ist weg. Schon bäumt er auf am Holzrande. Er bückt sich eben über sein Opfer, als auch der Habicht wieder rauschend dicht vorbeistreicht. Er will die Möwe doch bekommen. Er muß sie haben. Er ist vor Hunger toll. Den Kampf wagt er freilich nicht. Stehlen will er.

Der Falke steht wieder hoch, wartet und äugt.

Die junge Möwe ist noch nicht tot. Sie hört es wie von schnellem Fluge brausen. Sie sieht das Licht — das schreckliche Falkenauge. Doch was sie sieht, das schwimmt in Blut. Jetzt ist's ihr fast, als sei sie frei aus jenen gräßlichen Krallen. Ein weicher Wind streicht ihre wunde Brust. Sie fällt. Da streckt sich, wie von selbst, ein Flügel. Doch er bricht schlaff herab. Sie dreht und schaukelt, überschlägt sich, fällt ins Gras. Schmerz fühlt sie kaum noch; sie fällt ganz lind und weich.

Wo ist der Falke?

Da schraubt er sich empor mit kurzen, starken Schlägen. Er hat die Beute fallen lassen. Ihm liegt nichts daran. Er schenkt sie weg; mag sie der Strauchdieb holen! Schon hat er sie vergessen, während er sich hoch und höher hebt. Sein Auge späht umher, kaum daß er's weiß, nach neuem Fang.

Da sieht er in der Tiefe das Krähenvolk schreiend um den Habicht flattern. Sie gehen ihm vereint zu Leibe. Sie gönnen ihm den Fang nicht. Denn mit der Möwe in den Krallen will er eiligst entwischen.

Die Möve fühlt nur schwach, daß ein anderer sie hält. Sie fühlts nur rauschen wie von kühlem Winde. Das Licht sieht sie. Vor ihren Augen schwimmt in Blut ein blankes Fischlein. Das will sie haben — gleich wird sie es fangen! Sie ist ein bißchen matt vom vielen Fischen. Doch lassen kann sie es nicht.

Sieh da! es plätschert! Das Fischlein hat nach etwas geschnappt. Jetzt hätte sie es fangen können — und hat's verpaßt. Ach nein, sie mag doch nicht mehr fischen. Sie ist zu müde und will ein wenig ruhen. Da streckt sie ihre dünnen Beine aus.

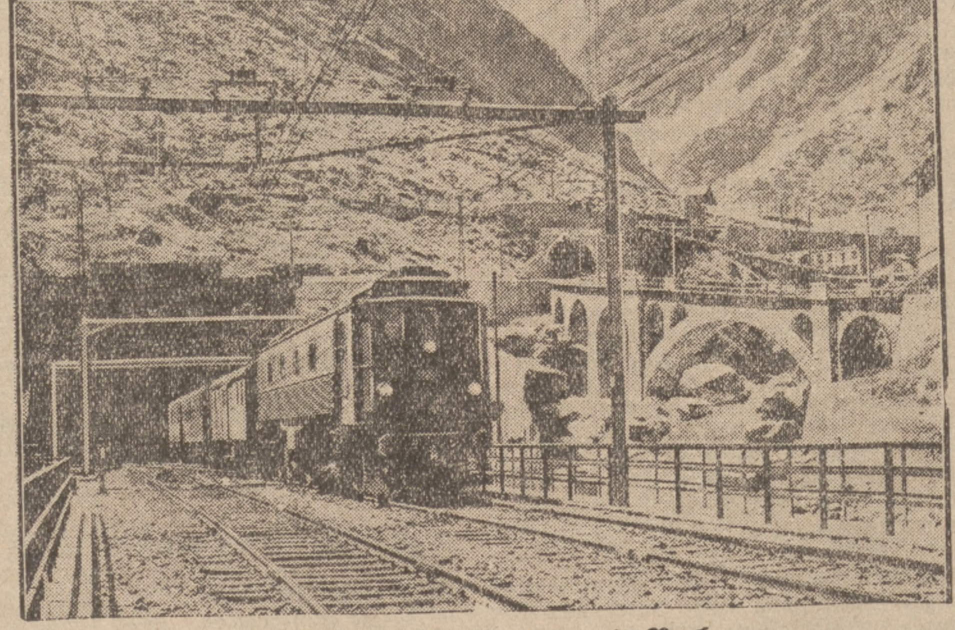
Das ist der Tod . . .

Plötzlich rauscht und knattert es zum zweitenmale. Ein dunkles Etwas saust zu Boden — ein Klumpen! Schon steigt er wieder! Das ist der Falke! In seinen Fängen hält er eine Krähe. Auch sie ist jung, so jung fast wie die Möve. Er fliegt, nur mählich steigend, mit ihr ab ins Weite.

Die kleinen Sänger sitzen zitternd da. Heute gibt's aber auch gar zu viel Schrecken! Doch lange dauert's nicht, dann lärmen sie aufs neue und sind vergnügt. Es ist ja diesmal noch gut abgegangen, wozu soll man sich unnütz sorgen! . . .

Horolde, Riecher und Kofferpacker

In keiner Stadt der Welt gibt es soviel ausgefallene Berufe wie in London. In den Straßen der Hauptstadt kann man gelegentlich Herolde beobachten, die mit lauter Stimme Nachrichten verkünden, die für die Allgemeinheit oft gar kein Interesse haben. Man kann sich nämlich in London durch Vermittlung der Polizei einen Herold mieten, der in den Straßen eines bestimmten Bezirks ausrufen wird, eine goldene Uhr oder eine Brieftasche seien verlorengegangen. Zermonienmeister für Privatgesellschaften ist gleichfalls ein in London stark vertretener Beruf. Vor kurzem ist der älteste Zeremonienmeister dieser Art, ein gewisser William Knightsmith, im Alter von 74 Jahren gestorben. Knightsmith war ein Meister seines Fachs. Er besaß eine Stentorstimme und war besonders dazu geeignet, bei feierlichen Banketten in vornehmen Häusern nach dem Rechten zu sehn und die Gäste zu ihren Plätzen zu geleiten. Kein einziges großes Bankett fand in London ohne die Teilnahme dieses „Prominenten" statt. Das Honorar Knightsmiths betrug gewöhnlich 20 Pfund, und es war erst in der letzten Zeit im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Lage auf 15 Pfund gesunken. So konnte der Senior der Zeremonienmeister ein ganz anständiges Vermögen hinterlassen. Viele junge Damen verdienen sich in London das Geld dadurch, daß sie spazieren gehen. Sie sind von einer Gummifirma verpflichtet, täglich 20 Kilometer auf Gummisohlen zu laufen, um ihre Festigkeit zu prüfen. Erst nach dieser Prüfung werden die Sohlen verkauft. Die jungen Damen sind mit Schrittmessern versehen und bekommen für ihre Bemühungen ein anständiges Honorar. Leute, die einen besonders entwickelten Geschmackssinn besitzen, werden in London engagiert, damit sie vor einem großen Diner das Essen kosten. Sie schmecken ab und geben den Rat, das Fehlende noch hinzuzutun. Es gibt auch Fachleute im Packen von Reisekoffern. Sie werden hauptsächlich von unbeholfenen Junggesellen in Anspruch genommen.



50 Jahre St.-Gotthard-Bahn

Am 22. Mai 1882 wurde die St.-Gotthard-Bahn — die bedeutendste Verbindungsbahn zwischen Deutschland und Italien durch die Schweiz — eröffnet. Unser Bild gibt den Blick auf den Eingang des fast 15 Kilometer langen Tunnels bei der Station Göschenen auf der Nordseite des Tunnels wieder.

Pleß und Umgebung

Unsere Staatseisenbahn.

Sie ist langsam unser Schmerzenskind geworden. Es begann schon während den Sommermonaten des vergangenen Jahres. Zuerst Reduktion des Eisenbahnpersonals, dann die unausbleiblichen monatlichen Zugeinstellungen. Von der vielgerühmten Heraufsetzung der Fahrtgeschwindigkeit hat man leider nichts gemerkt, denn die erzielte Geschwindigkeit wurde durch zu langes Warten auf den Kreuzungspunkten ausgeglichen.

Kaum hat die warme Jahreszeit begonnen und schon werden gegen die Eisenbahn Klagen laut. Der Verkehr läßt auch wirklich viel zu wünschen übrig. Wie man an fremdländischen Plakaten, die die Wände unserer Bahnhöfe zieren, feststellen kann, setzt z. B. die deutsche Reichsbahn, u. a. aus jedem besonderen Anlaß, Sonderzüge ein. Auch in jeder anderen Weise kommen sie den Zugreisenden entgegen. Dasselbe kann man von unserer Eisenbahn, leider nicht behaupten. Während den Pfingstfeiertagen war der Zugverkehr mangelhaft organisiert. Der alte Winterfahrplan trug noch das Uebrige hinzu. Die Personenzüge wurden wohl von zwei Lokomotiven gezogen, aber sie führten nur sechs bis acht Personenwagen mit sich. Deshalb kam es, daß die Ausflügler auf den Dächern und Puffern, die Fahrt nach der Stadt antreten mußten, um überhaupt mitzukommen. Auf den Bahnsteigen kam es zum regelrechten Kampf um die Wagenabteile, auf dem Emser Bahnhof artete dieser, sogar zu einer Schlägerei aus. Die eingelegten Personenzüge waren dagegen fast leer, weil die Eisenbahn vergessen hat, rechtzeitig die Presse darüber zu informieren. Die kleinen nur in polnischer Sprache, mit Schreibmaschine geschriebenen Anschläge sind nicht auffallend und werden aus diesem Grunde von dem reisenden Publikum kaum bemerkt. Abhilfe tut hier im Interesse der Steuerzahler und des reisenden Publikums dringend not. Schließlich müßte die Eisenbahn des Verdienstes wegen, selbst ein Interesse an dem Eisenbahnverkehr haben.

Ein zweites Uebel, sind auf der Strecke Kattowitz—Bielitz und Oswiencim die Milchkannen. Jede Frau trägt mit sich bis zu zehn Kannen. Betritt man ein Eisenbahncoupee, so herrscht dort eine Luft wie in einem Schafpferch. Noch schlimmer ist es an Markttagen, der Weißkäse aus den Körben tropft, Hühner und kleine Ferkel erledigen auch ihre Geschichte. Die Luft ist unerträglich, tagelang stinkt es dann, wie in einem Meerschweinchenstall. Ausländischen Zeitungsnachrichten nach, soll in diesen Ländern der Floh, ausgestorben sein. Hier bei uns fühlt er sich scheinbar heimisch und hat noch eine große Zukunft vor sich. Besonders lieben sie Eisenbahnfahrten, denn er ist ein ständiger und lieber Gast unserer Personenzüge und Bahnhöfe. Kein Wunder aber, denn die Reinigung läßt seit dem Personalabbau viel zu wünschen übrig. Auch der Kattowitzer Bahnhof blitzt nicht mehr so wie vor zehn Jahren. Ein Eisenbahner erzählt, daß die Eisenbahnwagen nur einmal im Jahre einer Generalreinigung unterzogen werden. Das ist schon möglich, denn kaum sind die Personenwagen aus Bielitz oder einer anderen Station angerollt, schon gehts weiter nach Tarnowitz. Hin und wieder erscheint eine Arbeitsfrau oder Eisenbahner mit einem Eimer Wasser und einem „Kropidlo“, besprengt die dreckigen Coupees, der Schmutz wird eine klebrige Masse, welcher langsam trocknet und stinkt, wie eine arabische Straße. Hier ließe sich, bei einigem Entgegenkommen der Eisenbahndirektion nach Vorbild anderer Staaten, so manches ändern. Z. B. wenn dem Personenzug eine Wagenklasse mit der Bezeichnung „Nur für Reisende mit Traglasten“ anhängen würde, bis sich das Publikum daran gewöhnt, die übrigen Wagen mit der Bezeichnung „Nur ohne Traglasten“. Dann würden die Wagen nicht so verdreckt werden und die übrigen Reisenden brauchen keine „Meerschweinchenluft“ zu atmen.

Möge die Eisenbahndirektion die angegebenen Winke beherzigen, dann wird ihr und dem reisenden Publikum gedient sein.

Deutsche Partei. (Erweiterte Mitgliederversammlung.) Am Sonntag, den 29. Mai, findet um 4 Uhr nachmittags im „Plesser Hof“ eine erweiterte Mitgliederversammlung der Ortsgruppe der „Deutschen Partei“ statt. Jeder Deutsche ist herzlichst eingeladen. Zur Teilnahme an der Versammlung werden auch die deutschen Frauen und die Deutsche Jugend eingeladen. Um den Teilnehmern vom Lande den Besuch zu ermöglichen, wurde die Versammlung auf einen Sonntag verlegt. Seitens des Parteivorstandes werden die Herrn Abgeordneten anwesend sein, um Bericht über die Lage zu erstatten. Jeder Deutsche ist eingeladen. Zahlreiche Beteiligung wird erwartet.

Worauf die Baupolizei achten sollte. Das Bestreben, den Mietsertrag aus Geschäftsräumen möglichst lukrativ zu gestalten, hat in zwei Fällen hier in der Stadt dazu geführt, daß die Hausbesitzer den Haupteingang zum Gebäude einfach kassierten und ihn zu einem Geschäftslokal umbauten. Diese „bauliche Veränderung“ scheint uns für unsere Gegend und Verhältnisse etwas ungewöhnlich. Wir glauben auch nicht, daß diese Handlungsweise mit den baupolizeilichen Vorschriften in Einklang zu bringen ist. Selbst wenn das der Fall sein sollte, würde es sich aus ästhetischen, architektonischen und vielen anderen Gründen, die man noch anführen kann, empfehlen, diesbezügliche Anträge bei der Baupolizei rundweg abzulehnen. Wir waren von jeher gewohnt, in ein Haus durch die vordere Haustür hineinzugehen, daß man durchs Hinterhaus oder durch den Hof seinen Besuch machen soll, ist hierzulande noch nicht Mode gewesen.

Katastrophaler Geburtenrückgang in der Stadt Pleß. In der Zeit vom 1. Januar bis 15. Mai d. J. wurden in der Stadt Pleß 55 Geburten gezählt. Das ist im Vergleich zur selben Zeit des Vorjahres ein Rückgang um 35, da man damals 90 Geburtsfälle registrierte.

Schuhkönig Bata kommt nach Pleß. Die seit einiger Zeit umlaufenden Gerüchte, daß die Firma Bata in Pleß eine Filiale errichten will, scheinen sich zu bestätigen. In einem Geschäftshause an der Piastowska werden bereits bauliche Veränderungen vorgenommen.

Katholischer Gesellenverein Pleß. Die am Mittwoch, den 18. d. Mts., im „Plesser Hof“ abgehaltene Mitgliederversammlung war gut besucht. Es wurden Beschlüsse über die Teilnahme an den Fronleichnamsfeierlichkeiten gefaßt. Hierauf setzte der Präses, Rendant Schnapka, sein Vorlesung der Erlebnisse eines Arbeiters in Sowjetrußland fort.

Turn- und Spielverein Pleß. Am Donnerstag, den 26. d. Mts., dem Fronleichnamstage, findet am hiesigen Sportplatze ein leichtathletischer Wettkampf zwischen den Turnvereinen Bielitz, Königshütte und Pleß statt. Es kommt ein Siebenkampf zum Austrag, bestehend aus 110-Meter-Lauf, Diskus-, Speerwurf, Kugelstoß, Hoch-, Weit- und Stabhochsprung. Die genaue Zeit der Kämpfe und weitere Einzelheiten werden noch bekanntgegeben.

Vom Wandern im Plesser Land

Wohin die Plesser vor 100 Jahren ausflogen — Und wo sie heut einmal hingehen sollten

In Pleß hat es seit jeher viele Wanderfreudige gegeben. Die nächste Umgebung mit ihren Schönheiten lockt den Naturfreund hinaus. Die nahen Beskiden wurden von Pleß schon in jenen Zeiten besucht, als das Bergsteigen und -wandern noch als Passion extravaganter Leute galt. In den Erinnerungen des Fürsten Ludwig von Anhalt-Cöthen finden wir Beschreibungen von Besteigungen des Klimczoks und der Barania. Das fürstliche Beispiel mag auch auf die bürgerlichen Kreise fruchtbar gewirkt haben, denn einem bürgerlichen Chronisten der damaligen Zeit verdanken wir nachfolgende Schilderung, die auch über die Lebensweise der Plesser Bürger jener Zeit aufschlußreich ist.

„Solopartien“, so nennt jener Zeitgenosse die geselligen Zusammenkünfte der Plesser Bürgerkreise, fanden abwechselnd bei einer anderen Familie statt. Daran durften wir Kinder auch teilnehmen, mußten uns aber recht ruhig verhalten, und wenn wirs nicht zu arg trieben, wurde eine Unart einmal nachgesehen. Dann wurden die Namenstage der Männer in den Familien gefeiert, wobei ein obligater Schmaus stattfand, Wein serviert wurde und an Braten und feinem Gebäck es nicht mangelte. Da wurden Schlittenpartien über die österreichische Grenze veranstaltet, u. a. zum Juden Roger an der Goczalkowitzer Weichselfähre (dem heutigen Schlickerhäuschen) oder nach Schwarzwasser oder Lonkau oder auch nach Bad Czarkow, wo der fürstliche Koch Fussek die Wirtschaft innehatte oder nach der nahen Fasanerie. Im Sommer dagegen wurden Partien nach Bielitz und in die Beskiden unternommen, so nach Straconka, Ernsdorf und Skotschau und vielleicht auch nach Ustron. Ja sogar nach Krakau und Wieliczka wurde eine mehrtätige Partie veranstaltet, die unter mannigfachen Beschwernissen zurückgelegt wurde. Die Rückreise auf den drei mit Leinenplauen überdeckten Leiterwagen bot freilich keine Annehmlichkeiten, die ungewohnte Lebensweise, die Foltern des Fahrens, die Abspannung des Geistes, die Sehnsucht nach Haus und endlich ein gleichmäßiger Landregen grau in grau waren das Final der Reise.“

So war es in der „alten guten Zeit“. Bei dieser Gelegenheit sei es einmal gestattet, vom Thema abzuweichen, um zu erfahren, was der Chronist von den damaligen Lebensverhältnissen der Plesser Bürger zu sagen hat:

„Fern vom Weltverkehr vermittelte nur die dazumal sehr beliebte und verbreitete „Dorfzeitung“ Kenntnis des Geschehenen, wenn auch das Neueste erst nach Tagen dort anlangte. Die war meines Vaters Spezialvergnügen. Bei einer Pfeife Tabak jene Zeitung zu studieren und aus deren Inhalt der Mutter die Zukunft zu weissagen. In sozialer Beziehung dagegen war mein Vater, wenigstens bis Mitte der vierziger Jahre derselben Meinung wie alle übrigen Leute: Maschinen und Eisenbahnen müßten wieder abgeschafft werden, um den Menschen ihren ehrlichen Broterwerb zu lassen. Neben jener Zeitung hielt mein Vater aber auch den dazumal sehr beliebten „Beobachter an der Spree“, ein Oktavblatt in Wochenausgabe, welches Novellen, Gedichte und Rätsel brachte. Auch sang mein Vater gern und hatte einige seiner Lieblinge, die er uns Kindern gern vorsang und welche anhuben: „Guter Mond, du gehst so stille“, oder „Schöne Minka, ich muß scheiden“ usw. Solcher harmloser Art war die damalige Zeit und gewaltig abstechend von jenen Tagen, wo am Fürstenhofe rauschende Vergnügungen nach französischem Muster abgehalten wurden; da waren keine fürstlichen Gäste, keine jugendlichen Prinzen und Prinzessinnen, kein Theater, keine Maskenbälle. Einsam und lichterlos stand das Schloß wie verzaubert; verstäubt die Staats- und sonstigen Karossen; denn da der Fürst Ludwig seine Residenz in dem für ihn als Prinzen im Jahre 1806 erbauten Lustschlosse Ludwigswunsch behielt, so war es nur an gewissen Tagen belebt, wo Pflichten der Repräsentation ihn zwangen, dort zu sein. Der Zeitabschritt von 1830 bis 1840 bedeutete für Pleß einen Stillstand, der für Handel und Gewerbe doppelt empfindlich war. Stillstand trat nach allen Seiten ein; es war, als sei Stadt und Land im Zauberschlaf gebannt.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Gewinnschießen der Schützengilde. Das Schießen auf die Gewinnscheibe wurde am Donnerstag abend vor der Proklamation der neuen Würdenträger abgeschlossen. Auf der Gewinnscheibe waren der Reihe nach die besten Schützen: J. Plewnia, Rud. Witalinski, Hugo Kukofka, Paul Pfeiffer, Wilh. Müller, Max Frystatzki, Alois Glanz, Karl Pinta, Alfred Konietzny, H. Danecki, Paul Zentner, Jan Michalik, Josef Wilgus und Klyszcz. — Am heutigen Sonnabend, abends 8 Uhr, tritt die Gilde zum Zapfenstreich am „Dom Ludowy“ an. Es werden die alten Würdenträger abgeholt, danach findet im Dom Ludowy ein Gartenkonzert statt. — Sonntag, den 22. d. Mts., nachm. 2 Uhr, findet im Rathaussaale die feierliche Proklamation der neuen Würdenträger statt, die der Ehrenvorsitzende der Gilde, Starosta Dr. Jarosz, vornehmen wird. Nachher ist Ausmarsch nach dem Schützenhause zum Gartenkonzert.

Die ersten Gäste in Bad Goczalkowitz. Die Kurzeit, die am 15. Mai beginnt, hat in diesem Jahre bereits die ersten Gäste angelockt. Zwar hält der Zustrom einen Vergleich mit anderen Jahren nicht aus, doch hat man das Erscheinen der Gäste als guten Anfang gebucht, der sich hoffentlich noch besser auswirken wird.

Emanuelssegen. (Sie stahlen, wie die Raben.) Unbekannte Täter sind in das Mädchenzimmer des Fürstlichen Gasthauses eingedrungen und haben verschiedene Wertsachen, wie eine Damen- und eine Herrenuhr, goldene Trauringe, Frauenschuhe und über 100 Zloty gestohlen. Der Diebstahl ist bedauerlich, denn die Geschädigten sind gänzlich arm — Auf der Grazynskistraße hängte eine Frau Dives, Wäsche zum Trocknen auf. Diebe benutzten die Gelegenheit und stahlen die noch nasse Wäsche, im Werte von 50 Zloty. — Eine andere Diebsbande wollte in das große Kaufhaus einbrechen. Jedoch waren die Schlösser zu stabil und sie ließen davon ab, erbrachen jedoch einen Nebenraum in demselben Gebäude und stahlen ein Herrenfahrrad und eine Kiste Flaschenbier. Der Diebstahl wurde wohl nachher gut begossen. Die Polizei glaubt, den Tätern auf der Spur zu sein und hat schon einige verdächtige Personen festgenommen.

Emanuelssegen. (Ausschneiden! Neuer Fahrplan.) Vom 22. Mai d. Js. verkehren die Personenzüge, wie folgt: Richtung Kattowitz 5.02, 7.26, 9.19, 10.39, 13.09, 15.33, 17.35, 19.25, 21.04 und 22.04. Richtung Dziedzitz: 5.25, 6.50, 8.47, 12.02, 13.44, (15.14, nur am Sonnabend, sowie Tagen vor den Feiertagen), 16.40, 18.48, 20.07 und 23.37. Außerdem verkehren an Sonn- und Feiertagen folgende Sonderzüge: Richtung Kattowitz-Grubenbahnhof-Emanuelssegen: den 22., 26. und 29. Mai des Js. Abfahrt Kattowitz: 14.10. Rückfahrt: Grubenbahnhof-Emanuelssegen: 20.30. Ab 5. Juni d. Js. bis zum 28. 8. d. Js., verkehren an Sonn- und Feiertagen die Sonderzüge ab Kattowitz, wie folgt: 14.10 und 15.40. Abfahrt vom Grubenbahnhof Emanuelssegen: 14.50, 20.30 und 21.32. Die Sonderzüge halten auch auf dem Emser Bahnhof. Die Fahrpreise sind ermäßigt, die Züge führen nur 1., 2. und 3. Wagenklasse.

Gottesdienstordnung:

Katholische Pfarrgemeinde Pleß.

Sonntag, den 22. Mai 1932:

6.30 Uhr: Stille heilige Messe.
7.30 Uhr: Poln. Amt mit Segen und poln. Predigt.
9 Uhr: Deutsche Predigt und Amt mit Segen für die Rose Hedwig Bogacz.
10.30 Uhr: Poln. Predigt und Amt mit Segen.
10 Uhr: Polnisches Amt in Studzienitz.

Evangelische Gemeinde Pleß.

Sonntag, den 22. Mai 1932:

8 Uhr: Deutscher Gottesdienst.
9.15 Uhr: Polnische Abendmahlsfeier.
10.15 Uhr: Polnischer Hauptgottesdienst.

Aus der Wojewodschaft Schlesien

Gründung der Jugendgruppe der „Deutschen Partei“ in Laurahütte

Vorgestern abend fand im Restaurant Duda die Gründungsversammlung der Jugendgruppe der Deutschen Partei statt. Der Vorsitzende, Abgeordneter Rosumek, eröffnete die Versammlung und begrüßte die Erschienenen. Anschließend daran erörterte er den Zweck und das Ziel der Zusammenkunft. Wie überall, wo die Deutsche Partei Ortsgruppen hat, will sie auch in Siemianowitz eine Jugendgruppe gründen, die der Ortsgruppe angeschlossen wird. Beitreten kann die Jugend im Alter von nicht unter 18 Jahren, ohne Rücksicht auf das Bekenntnis oder die soziale Stellung. Die Jugend soll zu politischem Denken angeregt werden, denn ihre Aufgabe wird es ja einmal sein, die Belange unserer Minderheit im öffentlichen Leben zu vertreten. Für einzelne Vertreter wird die Möglichkeit der Teilnahme an Lehrkursen ermöglicht werden, die den Zweck haben, über politische Rechte und Pflichten, die Aufgabe der Vertreter in den verschiedenen Körperschaften u. a. aufzuklären. Ihre Pflicht wird es dann sein, die erworbenen Kenntnisse unter den Mitgliedern der Jugendgruppe zu verbreiten und sie mit ihnen in gemeinsamer Arbeit zu vertiefen. Die Aufstellung des Arbeitsplans bleibt im einzelnen den Mitgliedern überlassen, sie können sich die Form bestimmen, die ihnen am meisten genehm ist. Ab und zu können auch Redner von der Partei angefordert werden, die über gewünschte und zeitgemäße Themen, nicht zuletzt über die genauen Ziele der Deutschen Partei referieren werden.

Nach diesen Ausführungen gab der Vorsitzende dem Geschäftsführer Warschawski das Wort, der auf die Notwendigkeit politischer Betätigung hinwies. Die Arbeit im Dienste des Volkes und des Volkstums ist heute eine dringendere Pflicht denn je. Gemeinschaftsgeist muß gepflegt werden; im täglichen Verkehr, auf Wanderungen und Fahrten gilt es, in gegenseitigen Gedankenaustausch zu kommen und dabei auch langsam in die politische Arbeit hineinzuwachsen. Wir brauchen einen tüchtigen Nachwuchs für die verschiedensten Stellen, reife Männer, die sich ihrer Aufgabe bewußt und die ihr gewachsen sind. Schulungsarbeit ist das Hauptziel und sie muß dem Dienste für unser Volk gewidmet sein. Zusammenschluß tut not und er soll immer fester werden. Der Redner sprach dann über die Parteien, die bestehenden kulturellen Verbände, die Presse, über das deutsche Buch als Bildungsmittel und die Notwendigkeit der Pflege des deutschen Liedes, dann über Gemeinschaftsarbeit, Wanderungen, Verkehr mit der deutschen Landbevölkerung und den eigenen Kameraden, die außerhalb stehen.

An der Aussprache, die folgte, nahm die Jugend regen Anteil, so daß über manchen Punkt erfreuliche Klarheit geschaffen wurde. Zuletzt wurde die Wahl des Obmanns und dreier Vertreter vorgenommen. Nachdem noch der Vertreter der Kattowitzer Ortsguppe, Jarzombski, die neugegründete Jugendgruppe begrüßt hatte, wurde die Versammlung geschlossen.

Der Demobilmachungskommissar reduziert

Gestern fand beim Demobilmachungskommissar eine Reduktionskonferenz statt. Die Verwaltung der Baildonhütte hat beim Demobilmachungskommissar den Antrag gestellt, 155 Arbeiter turnusweise zu beurlauben, und zwar für die Dauer von 3 Monaten. Außerdem will die Verwaltung 25 Arbeiter gänzlich abbauen, die das 60. Lebensjahr vollendet haben. Der Betriebsrat lehnte den Antrag als unbegründet ab, aber der Demobilmachungskommissar vertrat den Standpunkt der Hüttenverwaltung und genehmigte den Antrag in seinem ganzen Umfange.

Verantwortlicher Redakteur: Reinhard Mai in Kattowitz.
Druck und Verlag: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp. Katowice, Kościuszki 29.

Neue Stempelbestimmungen

Das Stempelgesetz ist in vielen wichtigen Punkten geändert worden. Neben gewissen Aenderungen im Veranlagungsverfahren, wie Wertbestimmungen des Objektes und Ausschluß des Gerichtswesens bei Verhängung von Strafen sind die Vorschriften über Verstempelung von Vollmachten, Quittungen, Schecks und Zahlungsanweisungen, Bürgschaften, Eingaben usw. neu gefaßt und der Stempel geändert worden. Der feste Stempel von 3 Zloty ist fast überall auf 5 Zloty erhöht. Die neuen Bestimmungen treten am 18. Mai d. Js. in Kraft. Sie ändern den Wortlaut des Stempelgesetzes derart stark, daß die bisherigen Textangaben für die Praxis nicht mehr zu gebrauchen sein werden.

In den nächsten Tagen erscheint deshalb eine Neuausgabe des Stempelsteuergesetzes in der neuen Fassung, enthaltend den Gesetzestext, alphabetischen Tarif und alphabetisches Register, bearbeitet von Syndikus H. Steinhoff (Preis 5 Zloty). Die genaue Kenntnis der neuen Bestimmungen ist unerläßlich zur Vermeidung von Verstößen und Strafen.

Arbeiterkündigung in der Friedenshütte

Der Demobilmachungskommissar hat der Verwaltung der Friedenshütte die Genehmigung erteilt, sukzessiv 2400 Arbeiter abzubauen. Gestern hat die Verwaltung 500 Arbeitern die Kündigung zugestellt, die am 1. Juni entlassen werden. Die übrigen Arbeiter erhalten später die Kündigung zugestellt.

Mieten sollen billiger werden

Wie man uns mitteilt, sind Bestrebungen im Gange, dahin zu wirken, daß, entsprechend den allgemeinen Lohn- und Gehaltsreduzierungen, wie auch mit Preisabbaubestrebungen, die bisherigen Mieten in alten und neuen Wohnhäusern um 25 v. H. herabgesetzt werden. In dieser Angelegenheit wird sich demnäst eine Abordnung nach Warschau an die zuständige Regierungsstelle begeben und anhand einer Denkschrift die Forderung nach einer Herabsetzung der Mieten vorbringen. Welchen Erfolg dieser Schritt haben wird, muß allerdings abgewartet werden.

Kattowitz und Umgebung

Erpressungen an einem Arzt.

Am Donnerstag hatten sich vor dem Landgericht Kattowitz der Stanislaus Pacha wegen versuchter Erpressung und wegen Mithilfe Paul Mizera, beide wohnhaft in Orzesche, zu verantworten. P. stellte sich eines Tages bei einem Arzt ein, in dessen Behandlung seine Ehefrau war. Dem Arzt wurde ein Artikel vorgelegt, welcher angeblich zwecks Aufnahme in ein sogenanntes Revolverblatt angefertigt worden ist. In diesem Artikel wurde der Arzt angegriffen und diesem arge Dinge nachgesagt. Dieser Arzt trat nun vor Gericht als Zeuge auf. Nach seinen Darlegungen soll der Angeklagte Pacha einen Betrag von einigen Tausend Zloty gefordert haben. Pacha stellte die Sache vor Gericht in einem anderen Sinne dar. Er führte aus, daß es sich um die Ehre seiner Ehefrau handelte und der Arzt, der angeblich im Verkehr mit Frauen sich nicht korrekt genug verhielt, durch Vorzeigung des Artikels eingeschüchtert werden sollte. Irgendwelche materielle Vorteile wollte sich Pacha nach seinen Darlegungen durch den vorbereiteten Artikel nicht sichern. Der zweite Angeklagte hingegen wieder kam als diejenige Person in Frage, die diesen Artikel vorbereitet hatte. Mizera gab aber an, daß er lediglich im Interesse des Mitangeklagten Pacha und dessen Ehefrau gehandelt hätte und niemals daran dachte, Geld zu erpressen. Es sollte lediglich der Gerechtigkeit Recht widerfahren. Das Gericht stellte sich auf den Standpunkt, daß Pacha sich schuldig gemacht habe. Er hätte im Interesse der Ehre seiner Ehefrau andere Wege einschlagen und zwar das Gericht anrufen sollen. So aber wie die Dinge lagen, sei nicht daran zu zweifeln, daß ein Erpressungsversuch an dem Arzt vorlag. Pacha erhielt einen Monat Gefängnis, bei Zubilligung einer Bewährungsfrist für die Zeitdauer von 4 Jahren. Der Mitangeklagte Mizera mußte mangels genügender Schuldbeweise freigesprochen werden.

Sechsjähriger Knabe vom Sprengwagen tödlich überfahren. Ein schwerer Verkehrsunfall ereignete sich am Freitag, nachmittags gegen 4 Uhr, auf der ul. Kosciuszki in Kattowitz. Dort lief der 6jährige Robert Fischer in kindlichem Eifer nach einem davonrollenden Ball. Der Knabe wurde durch das Spiel derart abgelenkt, daß er gegen einen städtischen Sprengwagen rannte und von einem Hinterrad überfahren und so schwer verletzt wurde, daß der Tod kurze Zeit danach eintrat. Das tote Kind wurde mittels Auto der städtischen Rettungsbereitschaft nach dem städtischen Krankenhaus, Abteilung Leichenhalle, überführt. Nach den bisherigen polizeilichen Feststellungen trifft den Lenker des Sprengwagens an dem bedauerlichen Unglück keinerlei Schuld.

Auto und Motorradler. Auf der Bankowa in Kattowitz wurde der Motorradler Valentin Kowalski aus Kattowitz von einem Personenauto angefahren. Das Motorrad ist beschädigt worden. Die Schuld an dem Verkehrsunfall soll der Autolenker tragen, der nach dem Unfall rasch davongefahren ist.

Zwei Kioskeneinbrüche. Durch eine geschaffene Maueröffnung drangen Spitzbuben in den Kiosk des Viktor Polk, ul. Marszalka Pilsudskiego in Kattowitz, ein und stahlen dort Rauchwaren, Südfrüchte, Schokolade und Zuckerwaren im Gesamtwert von 400 Zloty. — In den Kiosk der Gertrud Duda in Janow wurde ebenfalls ein Einbruch verübt. Dort stahlen die Täter ebenfalls Rauchwaren, ferner eine größere Menge Zuckerwaren, 14 Tafeln Schokolade, ferner 30 Stück Eier u. a. m.

Eingestandene Unterschlagung

Wechselaffäre bei der Vereinigten Königs- und Laurahütte vor Gericht

Der bereits angekündigte Sensationsprozeß in der Wechselaffäre bei der Verwaltung der Vereinigten Königs- und Laurahütte kam vor der Strafkammer des Landgerichts Kattowitz am gestrigen Freitag zum Austrag. Nach dem Anklageakt veruntreute Polok in einem längeren Zeitabschnitt, und zwar ab Monat Januar 1929 bis Ende August 1931, Wechselgelder in einer Gesamthöhe von 184 000 Zloty. Der Angekelagte, welcher aus der Untersuchungshaft vorgeführt wurde, gestand seine Verfehlungen ohne Ausflüchte ein. Damit erübrigte sich die Vernehmung der Zeugen, so daß die Verhandlung in kurzer Zeit abgeschlossen werden konnte.

Abteilungsleiter Polok schilderte bei seinem Verhör die eigentlichen Beweggründe zu diesen schweren Veruntreuungen. Er behauptet, eines Tages einen Wechsel in Höhe von 15 000 Zloty in der Kasse vermißt zu haben. Trotz aller Bemühungen war der Wechsel nicht heranzuschaffen, und es war anzunehmen, daß irgend eine unberufene Person sich dieses Wertpapier unberechtigterweise angeeignet hatte. Polok gibt an, daß er sich in einer äußerst heiklen Situation befand. Er unternahm alles, um nicht fälschlicherweise bei der Verwaltung in den schweren Verdacht der Wechselunterschlagung zu kommen. Um das Manko von 15 000 Zloty wettzumachen, löste er bei der Bank einige andere Wechsel ein, um in den Besitz einer größeren Geldsumme zu gelangen. Mit diesem Gelde versuchte er sich im Glücksspiel, wobei er jedoch reichlich Pech hatte, da er stets verlor und Spielschulden machte. Das Manko wurde auf solche Weise nur noch größer und die Situation für Pollok verzwickter. Er löste noch weitere Wechsel ein, spielte aber auch später mit dem gleichen negativen Erfolg. Hinzu kam, daß Polok nach seinen weiteren Angaben, Vater einer schwerkranken Tochter ist und für Heilzwecke beträchtliche Summen auswerfen mußte. Weiterhin unterstützte er regelmäßig seinen Vater, einen armen Berginvaliden.

Rechtsbeistand Dr. Bay stellte in Wahrung der Interessen der geschädigten Verwaltung den Antrag auf Vernehmung aller vorgeladenen Zeugen, um nähere Aufklärung über die Art der Wechsel-Unterschlagungen zu erlangen. Demgegenüber protestierte der Verteidiger des Angeklagten, Rechtsanwalt Zbislawski. Auch das Gericht stellte sich auf den Standpunkt, daß die Angelegenheit genügend aufgeklärt sei. Ueberdies wurde darauf hingewiesen, daß der Büchersachverständige Dulewicz in seinem Gutachten nähere Ausführungen über die Art der Verfehlungen machte, die sich mit dem Stand der Prozeßsache deckten.

Nach kurzer Beratung verurteilte das Gericht den Angeklagten zu einer Gesamtstrafe von 3½ Jahren Gefängnis bei Anrechnung der Untersuchungshaft von 8 Monaten.

Königshütte und Umgebung

Lasset die Wohnungen nicht unbewacht! Während der Anwesenheit auf dem Wochenmarkt, drangen Unbekannte in die Wohnung der Frau Gemeiner, an der ul. Sobieskiego, ein und durchsuchten sämtliche Behälter. Als sie aber „nur" einen Geldbetrag von 150 Zloty vorgefunden hatten, hielten sie sich an verschiedenen Wertgegenständen schadlos.

Der lebensmüde Ehemann. In den gestrigen Abendstunden kam es an der Hüttenpromenade zu einem großen Menschenauflauf. Die Eheleute L. von der ul. Styczynskiego gerieten bei einem Spaziergang in Streit. Als sie nun dem Hüttenteich näher kamen, versuchte der Gatte, durch einen Sprung in das ölige Wasser, sein Leben zu beenden. Auf großes Bitten und mit Hilfe von Passanten gelang es, den Lebensmüden von seinem Vorhaben abzubringen.

Siemianowitz und Umgebung

Unfälle. Angeschwemmt wurde dieser Tage in der Brinitza bei Czeladz die Leiche der Helene Fijatko aus Grodziec. Ob Selbstmord, Unfall oder Verbrechen vorliegt, ist noch nicht geklärt. Ein siebenjähriger Junge, namens Wiesollek, wurde beim Ueberschreiten der Schloßstraße von einem Auto angefahren. Zum Glück sind die Verletzungen nicht bedeutend. — In Michalkowitz verunglückte der 12jährige Mrohner ernstlich dadurch, daß er mit Benzin und Streichhölzern hantierte. Er nahm Benzin in den Mund, um damit Kunststücke zu machen. Mit dem Benzin begoß er seine Kleidung und diese fingen Feuer. Er erlitt schwere Brandwunden am Kopf, Gesicht, Oberkörper und nur durch das Hinzukommen von Erwachsenen konnte das Schlimmste verhütet werden.

Michalkowitz. (Einbruch.) In die Kantine des Michalkowitzer Stadions ist dieser Tage ein Einbruch verübt worden. Es wurden größere Mengen Rauchwaren, Liköre und anderes entwendet. Den Einbrechern ist die Polizei auf der Spur.

Myslowitz und Umgebung.

Gieschewald. (Blitzschlag.) Während eines Gewitters schlug der Blitz in den Schornstein eines Wohnhauses auf der ul. Agaty in Gieschewald ein. Der Schornstein und ein Teil des Daches wurden erheblich beschädigt. Personen sind nicht verunglückt.

Schwientochlowitz und Umgebung

Bismarckhütte. (Gestohlen.) Der Arbeiter Jeschonek, beschäftigt in der Weißblechanlage, wurde beim Passieren des Portierhauses durch den Posten einer Revision unterzogen, wobei etwa 15 Kilogramm Zinn vorgefunden wurde, das ihm als gestohlenes Gut abgenommen wurde. Von verschiedenen Seiten wurde auf das Treiben des Jeschonek aufmerksam gemacht.

Brzeziny. (Leichenfund.) Auf der Chaussee zwischen Bahnhof Brzeziny und Kamien wurde ein gewisser Galeczka aus Brzozowitz tot aufgefunden. Zwei Personen, die sich in unmittelbarer Nähe des Toten befunden hatten, wurden von der Polizei angehalten, da gewisse Verdachtsmomente vorlagen. Die Ehefrau des Verstorbenen jedoch gab die Auskunft, daß Galeczka an einem Herzleiden gelitten hat und damit der plötzliche Tod zu erklären sei. Der ärztliche Befund ergab auch tatsächlich Tod durch eingetretenen Herzschlag. Nach diesem Befund wurden die Arretierten wieder freigelassen, da an einer natürlichen Todesursache nicht zu zweifeln ist.

Bielitz und Umgebung

Autounfall. Am Mittwoch, abends, erfolgte auf der Komrowitzerstraße ein Unfall, als ein Auto aus einer Hauseinfahrt kommend, mit dem Wagen des die Straßen herabkommenden Fleischers Burkowski zusammenstieß. Der Fleischerwagen wurde bei diesem Zusammenstoß schwer, das Auto leichter beschädigt. Menschen kamen bei diesem Unfall nicht zu Schaden. Gegen den unachtsamen Chauffeur wurde die Strafanzeige erstattet.